Madagaskar und die Inseln Senchellen, Aldabra, Komoren und ...

R. Hartmann

Digitized by Google

A fr 5548.86.5

Harvard College Library

FROM THE

BRIGHT LEGACY.

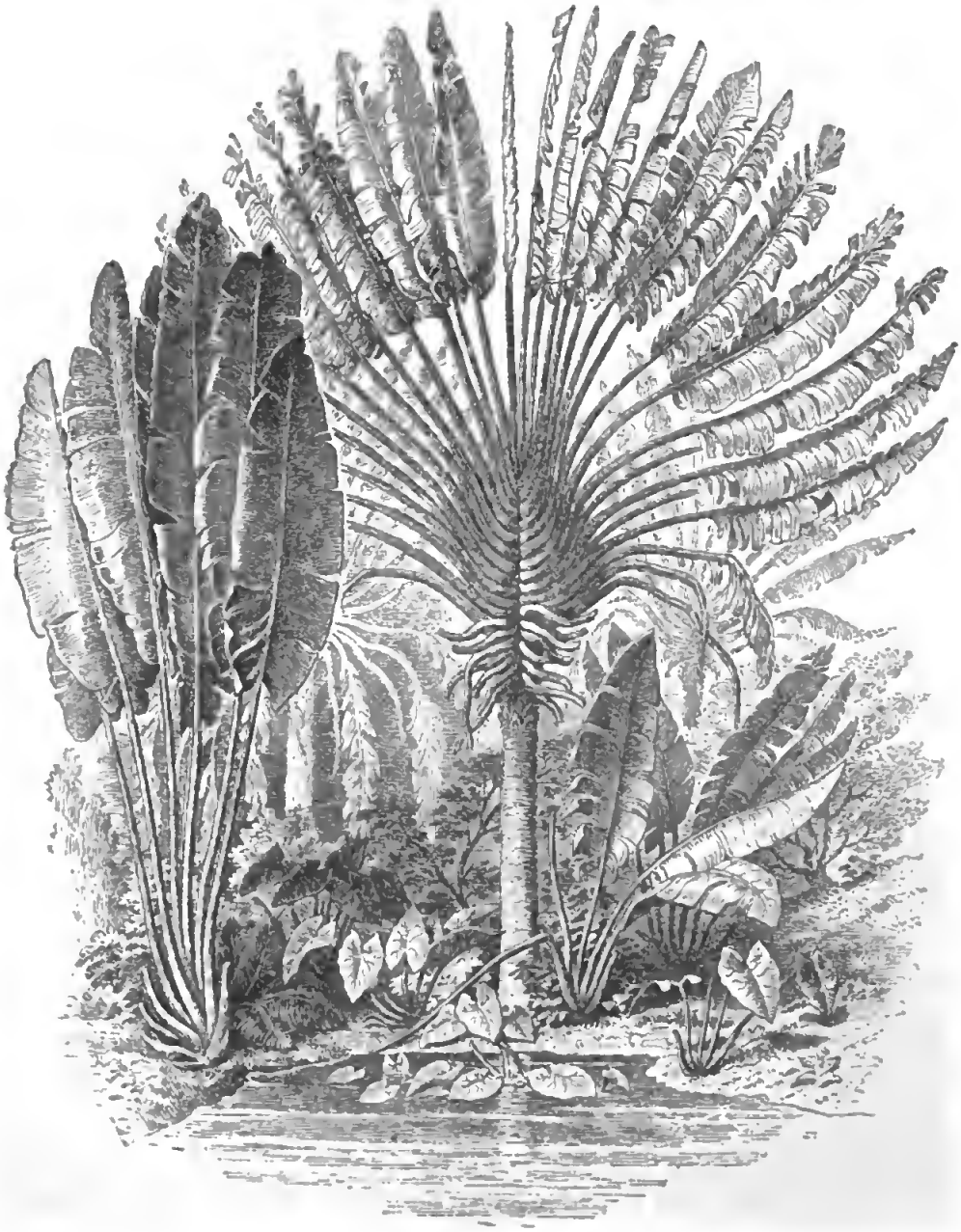
One half the income from this Legacy, which was received in 1880 under the will of

JONATHAN BROWN BRIGHT

of Waltham, Massachusetts, is to be expended for books for the College Library. The other half of the income is devoted to scholarships in Harvard University for the benefit of descendants of

HENRY BRIGHT, JR.,

who died at Watertown, Massachusetts, in 1686 In the absence of such descendants, other persons are eligible to the scholarships. The will requires that this announcement shall be made in every book added to the Library under its provisions.



Ravenala-Gruppe.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LVII. Band.

Madagaskar

und die Inseln

Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen

von

Prof. Dr. R. Hartmann.

Mit 23 Vollbildern und 28 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig.
Verlag von G. Freytag.

1886.

Wien und Prag.
Verlag von F. Tempsky.

Ac 5518,86.5

HARVARD COLLEGE
JAN 21 1916
LIBRARY

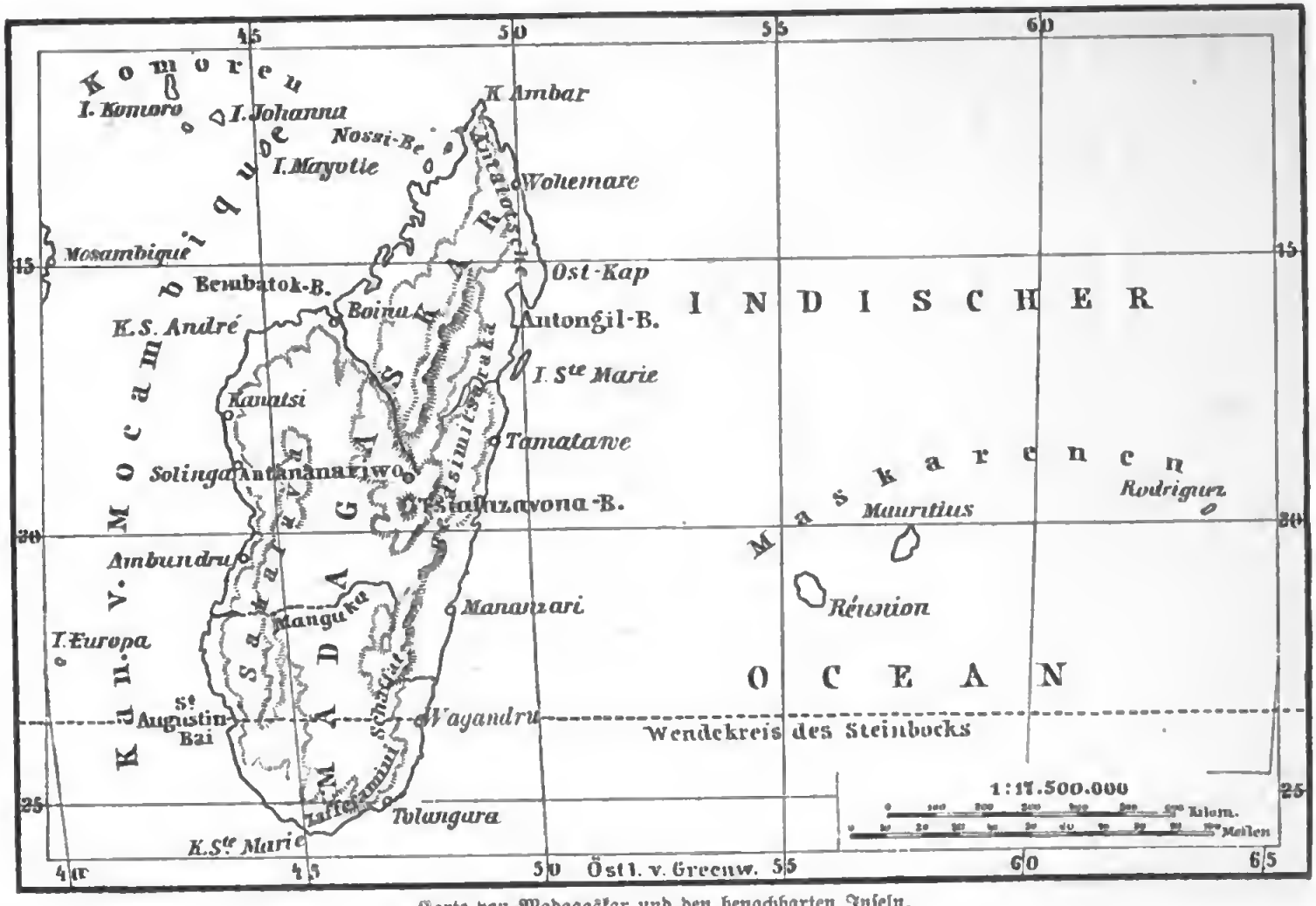
Bright fund

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhaltsverzeichnis.

I. Madagaskar 1
II. Die Seychellen 104
III. Aldabra 112
IV. Die Komoren 113
V. Die Maskarenen 126



Karte von Madagaskar und den benachbarten Inseln.

I. Die Insel Madagaskar.

A. Allgemeine Schilderung ihrer Bodenverhältnisse und Produkte.

Madagaskar bildet (wenn wir von dem noch nicht vollständig erforschten Grönland absehen) die drittgrößte Insel der Erde. Sie umfaßt nämlich 591 563 qkm Flächeninhalt, wogegen Neuguinea einen solchen von 785 362 qkm und Borneo von 736 351 qkm aufweisen. Madagaskar hat etwa die Gestalt eines länglichen Trapezoides. Die Insel lagert, durch den Kanal von Mosambique gegen die afrikanische Ostküste abgegrenzt, östlich vor der letzteren, mit ihrer Längsaxe von NNO. nach SSW. sich erstreckend. Ihre Nordspitze befindet sich etwa unter dem 12., ihr Südende mit dem Kap Ste. Marie etwa unter dem 29.° südl. Breite. Ihre größte Queraxe reicht von Foulpoint im Osten bis nach der Coffin-Insel im Westen. Madagaskar gehört zu den sogenannten tektonischen Inseln F. G. Hahns; sie ist vom afrikanischen Festlande abgerissen und zwar, wie der ebenerwähnte Forscher annimmt, infolge einer durch Bewegungen in der erstarrenden Rinde stattgehabten Spaltbildung. Die ursprünglich Madagaskar vom Festlande trennende Spalte mag allmählich durch die Aktion der Meeresströmungen erweitert worden sein. Dies Gebiet scheint im Emporsteigen begriffen, ebenso die Inseln Mauritius und Réunion, wogegen die Seychellen und Komoren nach Peschels Ansicht dem großen

Senkungsgebiete zugehören, das ſich von den Keeling-Inſeln im Oſten über den Chagos-Archipel bis hierher, alſo über den ganzen Indiſchen Ozean zu erſtrecken ſcheint. Madagaskars Küſtenbildung iſt weniger tief eingeſchnitten, wie diejenige mancher anderen großen Inſeln, z. B. von Celebes, Borneo u. ſ. w. Indeſſen zeigen ſich doch im Nordweſten ſelbſt der erſtern Inſel einige fjordartige Einbuchtungen, ſo z. B. die Makambitra-, die Bembatok-, Mayambo-, Narinda-, Radama- und Paſandawa-Bai, im Nordoſten ferner die Antongil-Bai, endlich eine Reihe unbedeutenderer, ſüdlich von Tamatawe befindlicher Einſchnitte der Küſte. Gute Landungsplätze finden ſich in dem Hafen Diego Soarez, zu Wohemar, Maroanzettra im Grunde der Antongil-Bai, zu Mawelona oder Foulpoint, zu Tamaſina oder Tamatawe. Sonſt exiſtieren nur mehr offene Rheden, deren einzelne, wie Antalaha und Ngonſi, wenige oder gar keine Sicherheit gewähren. Die Schiffe können manchem der öſtlichen Küſtenplätze nicht nahe kommen, ſondern müſſen auswärts ankern, wobei ſie ſich bei herrſchenden Oſtwinden ſehr vor Havarien in acht zu nehmen haben. Im Norden zum Teil ſehr felſig, zeigt ſich die Küſte im Süden meiſt flach und ſandig. Längs der Oſtküſte erſtrecken ſich zwiſchen Tamatawe und Maſindrano ſchmale Inſeln, Nehrungen und Küſtenlagunen, letztere mit teils ſandigen, teils ſumpfigen Umgebungen. Sie ſind auch vielfach durch bald klare, bald ſumpfige Waſſeradern miteinander verbunden. Zwiſchen der Antongil-Bai und Fanoariwo iſt das Meeresgeſtade recht klippenreich.

Nach Darwins Darſtellung wird die ſüdweſtliche Küſte von St. Auguſtine und mehr noch die nordweſtliche Küſte vor der Paſandawa-Bai von mächtigen Korallenriffen umſäumt. Sehr ausgedehnt iſt das nordöſtliche, auch die Inſel Ste. Marie einſchließende, ſich zwiſchen Kap Amber und Tamatawe erſtreckende Riff. Dr. Allan hat in den Jahren 1830 bis 1832 das auffallend ſchnelle Wachstum dieſer riffbildenden Korallen vor Foulpoint auf experimentellem Wege nachgewieſen.

Madagaskars Binnenland ist teils bergiger, teils hügeliger oder ebener Natur. Das Innere läßt eine Depression, vielleicht den Rest früherer Erdbeben und Einstürze, erkennen. Das hiesige Gebirgsland erscheint nämlich in seinen Rändern höher als das von diesen eingeschlossene Gebiet. Die Abstiege dieser Ränder sind hier schroff, dort allmählich und fallen alsdann etagenähnlich gegen die Küste hin ab. Die beträchtlichsten Flüsse, unter denen der Betsiboka besonders hervorzuheben wäre, nehmen ihren Lauf von Osten nach Westen. Dabei ist übrigens die Ostküste keineswegs wasserarm. Ähnlich ihren meisten Nachbarn auf dem afrikanischen Festlande weisen die madagassischen Flüsse zahlreiche Fälle und Stromschnellen auf. Buet bildet den malerische Ansichten darbietenden Katarakt von Fiherenane ab. Manche dieser Wasserstürze erzeugen mitten im Urwalde Szenerieen, welche nach Deckens Zeugnis an diejenigen der üppigsten Tropenlandschaften Südamerikas und Südasiens erinnern könnten. Nur wenige der madagassischen Flüsse sind für größere Fahrzeuge, und das nicht einmal auf weite Strecken, schiffbar. Nach Sibree könnte der Betsiboka etwa auf 145 km Entfernung von seiner Mündung aus mit Dampfern von geringem Tiefgange befahren werden. Die östlichen Mündungen zeigen sich zum Teil durch große Sandbänke verlegt. In der trockenen Zeit erleiden diese Wasserläufe starke Verluste durch Verdampfung. An Seen ist kein Überfluß. Die größten sollen der Aloatra in der Provinz Sihanaka und der Itasi in Imerne sein. Jenem schreibt man eine Länge von etwa 42 km und eine Breite von 6—7 km zu. Auch führt man noch den Antsihianak und den Banumene als etwas beträchtlichere Wasserbecken auf.

Grandidier hat im Lande fünf Gebirgsketten aufgefunden. Die drei ersten werden voneinander durch Sandebenen oder durch trockene, von wenig tiefen Rinnsalen durchfurchte Hochebenen getrennt. Die beiden anderen, westlich vom 43.° 20′ östl. Länge (von Greenwich) gelegenen, bilden die von der Halbinsel Anurutsangane bis zum 22.° s. Br. sich erstreckende, 1000—1200 m hohe und noch

eine andere, die Insel von Nord nach Süd durchschneidende, von Wohemar bis nach Fort Dauphin reichende Kette. Der beträchtlichere Teil dieser großen Insel ist ebenes oder hügeliges Land, von welchem sich jenes obengeschilderte Gebirgsland umschlossen zeigt. Die Höhe der madagassischen Gebirge ist keine sehr beträchtliche. Der höchste Berg der Ankaratra-Kette mag 3000 m erreichen. Nach dem Urteil der meisten Reisenden existieren übrigens Gebirgslandschaften von höchst malerischer Wirkung. Sibree verzeichnet eine vulkanische, wahrscheinlich in ununterbrochenem Zuge von Südost nach Nordwest und bis zur äußersten Nordspitze sich erstreckende Linie. „Es darf wohl angenommen werden," sagt jener Forscher, „daß diese vulkanische Strecke nur ein Teil jener großen Linie sei, die ihren östlichen Endpunkt in einem Vulkan auf der Insel Réunion hat, während das andere (nordwestliche) Ende durch die Komorengruppe geht, deren Inseln aus großen Massen hoch emporragenden vulkanischen Gesteins bestehen, und auf der Insel Großkomoro aufhört, wo sich, wie auch auf Réunion, ein noch thätiger Vulkan befindet. Es könnte fast scheinen, als wäre auf der dazwischenliegenden Strecke die Gewalt der unterirdischen Kräfte erschöpft; denn während sich an den beiden Endpunkten der Linie die Thätigkeit derselben gelegentlich noch fühlbar macht, ist auf Madagaskar selbst kein speiender Vulkan mehr vorhanden. Indessen müssen die leichten, fast alljährlich vorkommenden Erdstöße sowie die verschiedenartigen, heißen Quellen, die an vielen Punkten der Insel vorhanden sind, doch als Zeichen noch nicht ganz erloschener vulkanischer Kräfte betrachtet werden."

Westlich vom Itasy-See erstrecken sich große und kleine, kegelförmige Vertiefungen bildende, auch hufeisenförmige, an einer Seite mit (erstarrten) Lavaströmen besetzte Krateren, deren Zahl von Mullens auf 40 angegeben worden ist. Dieser Berichterstatter bestieg den Iwoko, ebenfalls ein erloschener Vulkan, dessen Krater $^2/_5$ km Durchmesser besaß. Rings umher befanden sich noch andere Krateren. Ein zweiter größerer Vulkan war

der Jatsifitra. Überall zeigten sich daselbst Lavamassen und Aschenhalden. Mullens zählte überhaupt auf einem 144,8 km großen Bogen 100 Vulkane. Dieser Bogen umfaßte eine Seite der zentralen Ankaratra-Berge, in denen Campbell ebenfalls die unzweideutigen Spuren einer ungeheueren vulkanischen Wirkung wahrgenommen hat. Die an der Nordwestküste gelegene Insel Nossibe läßt gleichfalls derartige Spuren erkennen. Audebert sah auf einer Reise von Maroanzettra nach Antalaha den Kraterberg Ambatomitatao, welcher sonderbarerweise oben rot und unten weiß sein soll. Er gilt den Eingeborenen als heilig und enthält einen Kratersee. Letztere Art Gewässer ist überhaupt nicht selten und mit Fischen bevölkert. Hildebrandt erwähnt deren auch auf Nossibe. Der zuletzt genannte Reisende notierte die Meereshöhe des im Norden der Insel befindlichen vulkanischen Ambargebirges zu 530 m.

Nossibe besteht übrigens außer vulkanischen Gesteinen noch aus Gneis, Glimmerschiefer, Tafelstein und plastischem Thon, ferner aus rotem und gelbem, mit Gneis- und Quarzadern durchsetzten Sandstein. In den Sandstein- und Thonschieferlagern ist angeblich vorzügliche Braunkohle enthalten. Über die sonstige geognostische Beschaffenheit Madagaskars werden hoffentlich Grandidiers großartige Arbeiten einen genaueren Aufschluß gewähren. Der Grundstock der Gebirge scheint durchgängig aus Granit und Gneis gebildet zu werden. Im ersteren ist der Quarz zu mächtigen Adern abgesondert. Bergkrystalle sind häufig und zum Teil schön ausgebildet. Basalt findet sich in großen gebirgsartigen Anhäufungen und läßt nicht selten eine deutliche säulenförmige Absonderung sowie eine Beimengung von Olivinkrystallen erkennen. Der südwestliche Teil des Ankaratra-Gebirges enthält ein Lager kohlensauren Kalkes, dem auch Höhlungen voller Stalaktiten nicht fehlen. Man findet in den Klüften des Berggebietes Thone von tiefroter, hellroter, brauner und weißer Farbe, mit oftmals überraschender Abwechslung des Kolorites. Sie sind ohne Versteinerungen und von undeutlicher

Schichtenbildung. Roter Sandstein zeigt sich hier und da Buckland beschreibt den „neuen roten", versteinerungslosen Sandstein von Port Louquez im Norden. Gelber Sandstein wurde von Vinson an der Ostküste, von Sibree am Betsiboka an der Nordwestküste beobachtet. Auf den Ebenen und in den Thälern erscheinen sekundäre, zahlreiche Versteinerungen bergende, angeblich dem unteren Grünsande angehörende Lager. Im Südwesten haben Grandidier und Hildebrandt die fossilen Reste von Flußpferden, Riesenschildkröten und von Straußvögeln aufgefunden.

Sibree berichtet von erratischen, über verschiedene Gegenden der Insel verteilten Blöcken, deren Ablagerung man mit Gletschern im Zusammenhang denken müßte.

Madagaskar scheint einigen Reichtum an nützlichen Mineralien zu besitzen. Eisenerze sind sehr verbreitet und zwar, wie es scheint, hauptsächlich in Form von Magneteisenstein. Audebert fand Erze dieses Metalles auf dem Hochgebirge, Sibree in der Provinz Imerne. Der Eisenkies liefert Schwefel. Roter Ocher ist sehr verbreitet. Außerdem hat man Silber, Kupfer, Antimon und Mangan gefunden. Graphit wird hier (wie am Schireflusse) zum Glänzendmachen der Thongeschirre benutzt. Sibree vermutet das Vorkommen von Gold in den Bergen. Steinsalz und Salpeter wurden streckenweis aufgedeckt.

Madagaskars Pflanzenwelt ist eine ebenso reiche wie mannigfaltige. Die ganze Insel zeigt sich von einem Streifen Urwaldes umsäumt, der eine durchschnittliche Breite von 25 bis 30 km besitzt. An einzelnen Stellen laufen zwei solcher Streifen nebeneinander parallel. Auch im Innern des Landes, namentlich gegen Norden hin, finden sich sehr ausgedehnte tropische Waldgebiete. Im Süden, welcher nach Audebert die Spuren einer eingreifenden Waldverwüstung erkennen läßt, existieren großenteils nur Buschdickungen und dichtbewachsene Grasgefilde. Sibree schildert einen guten Teil des madagassischen Gebirgslandes als eine traurig-öde, kahle Region. Grobes, in der trockenen Zeit

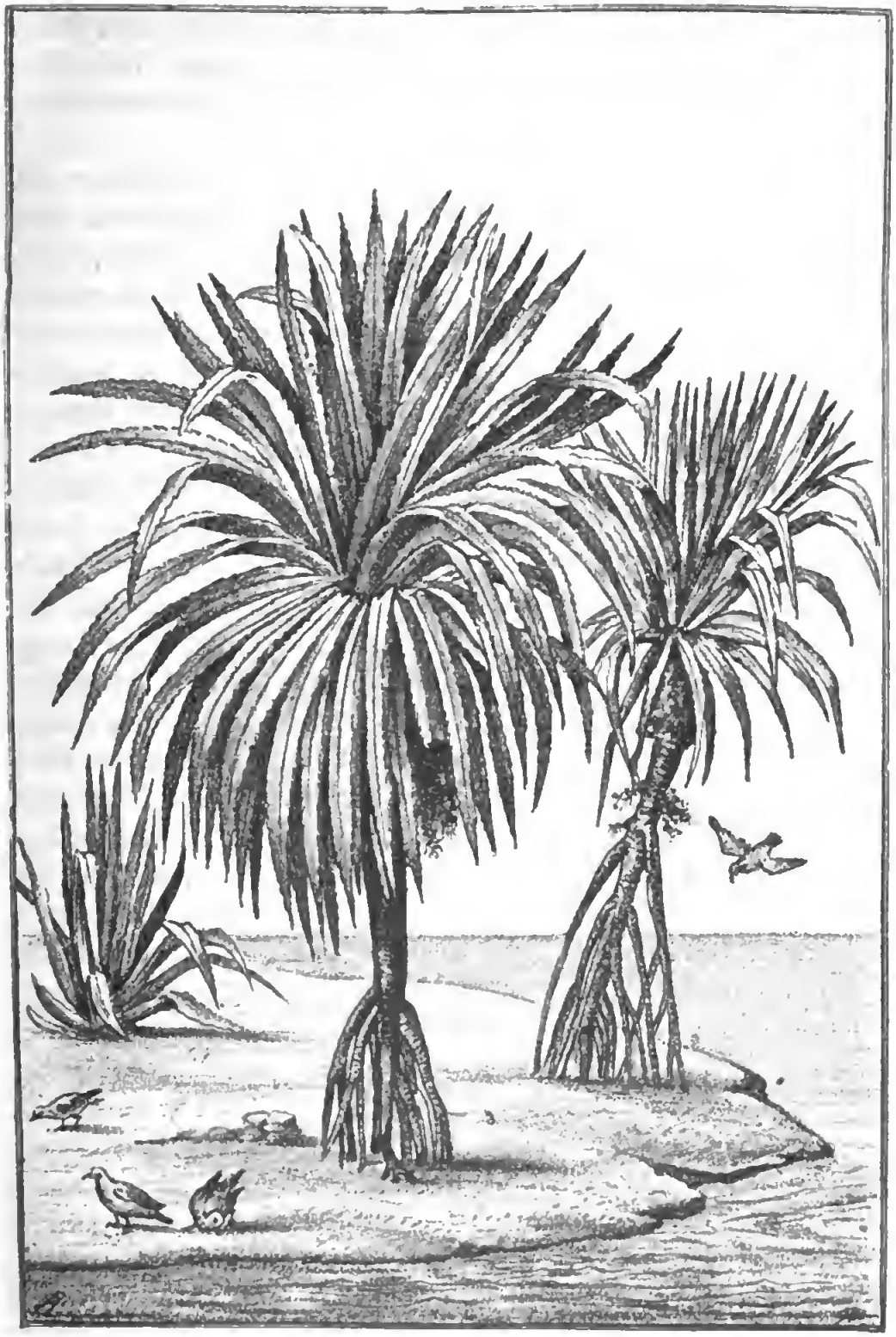
vergilbendes Gras bedeckt die langen Erſtreckungen der welligen Hügel. In den Thaleinſchnitten wuchert dagegen auch hier der üppigſte Wald.

Der Küſtengürtel läßt mancherlei charakteriſtiſche Vegetationsformen erkennen, wie deren noch andere Meerſtrandsgebiete des Indiſchen und Pazifiſchen Ozeans aufweiſen. Hier entfaltet der Wakoa (Pandanus utilis) die Fülle ſeiner ſchwertförmigen, gezähnelten, mit ihren Scheiden eine Spiraltour beſchreibenden Blättern (Fig. 1), der wohlriechenden Blüten und der Tannenzapfen ähnelnden, zahlreiche Keile voll fad-ſüßlichen Fleiſches enthaltenden Früchte. Neben dieſen finden ſich noch andere Pandanus-Arten mit zum Teil ſtark veräſtelten, unregelmäßig geringelten Stämmen, welche letzteren auf hohen, freiſtehenden Fruchtwurzeln ſchweben. An der Oſtküſte iſt ein ſehr zahlreich vorkommender Bewohner der Filao oder Keulenholzbaum (Casuarina laterifolia). Die überhängenden rutenförmigen Äſte erinnern mit ihrer eigentümlichen Gliederung an unſere Schachtelhalme. Die Früchte bilden kleine ſchuppige Zapfen. Aus dem ſchweren harten, braun und grau geſcheckten Holze verfertigen die Südſeebewohner ihre Streitkolben. Ein häufiger erwähnter Krähenaugenbaum oder Strychnos (Brehmia spinosa) mit runden eßbaren Früchten erinnert mich an ein ähnliches Produkt (Strychnos innocua) der Bergwälder von Faſoglo (Bd. II, S. 77). Hier zeigten ſich auch Aloës und eine gewiſſe Mannigfaltigkeit an Palmen. Der fächerblättrige Borassus flabelliformis ragt neben der Aniwona (Areca madagascariensis) der Sago- und Kokospalme hervor. Die Kokosnuß heißt hier Woa nio d. h. „dieſe Frucht da“. Die Palme ſoll angeblich von weither gebracht und auf der Inſel angepflanzt worden ſein. Hildebrandt bezweifelt, daß dies von ſeiten malayiſcher Einwanderer geſchehen ſein könne. Er erzählt eine Sage, derzufolge ein Madagaſſe unter einer Kokospalme geſchlafen habe. Da ſei ihm eine reife Nuß auf den Kopf gefallen. Vor Schmerz laut ſchreiend, ſoll der Mann gefragt ſein, wer ihm etwas gethan habe. „Woa

nio — dieſe Frucht da —“ ſoll der Getroffene geantwortet haben. Der Name Woa nio iſt nun ſowohl der Palme als auch der Nuß geblieben. Die erwähnte Sagopalme (Metroxylon elatum?) wird auf der Inſel nicht zur Bereitung der nützlichen übrigens hauptſächlich von zwei anderen Arten (M. laeve, Rumphii) ſtammenden Mehlſubſtanz benutzt. Auf alten Strandebenen ragt die Sata (Hyphaene coriacea?), eine Verwandte der im II. Bändchen ſo viel beſprochenen Dompalme, mit etwa 5 Meter hohem, plumpen und zuweilen gegabelten Stamm über ſaueren Gräſern hervor. Dichte Gehege von Winden (Ipomaea) ſtrecken ſich über die Stranddünen hin, welche auch von Fettpflanzen (Mesembryanthemum etc.) bedeckt werden. Höheres oder niederes Strauchwerk verleiht manchen der Streifen von Küſtenvegetation eine kaum zu bewältigende Dichtigkeit.

Auch hier machen ſich die ſchon im I. Bändchen S. 14 kurz geſchilderten Beſäumungen der Küſten durch Mangrove-Waldungen bemerkbar. Hildebrandt ſchreibt den ſeit lange anerkannten, düſteren, unheimlichen Eindruck derſelben teils wohl mit allem Recht einem Übermaß gleichförmiger Vegetation zu, teils dem ſchwarzen Boden, welchem bei jedem Schritte Modergeruch entquillt, überdies noch der herrſchenden Stille, die nur durch das Rauſchen des nahen, nimmer ruhenden Ozeans oder durch das Gequak der Sumpfvögel unterbrochen wird. Im Boden der hieſigen Mangrove-Waldungen wühlen rieſige, ſonderbar geformte Krabben, während Schaltiere in dicken Haufen an den Stämmen oder ſelbſt an Blättern der Rhizophoren kleben. Der oben erwähnte Beobachter hält die klimatiſchen Eigentümlichkeiten Madagaskars, namentlich des Weſtens, für wenig geeignet, das Wachstum zarterer Pflanzen zu begünſtigen. Die lange Dürre im Jahre läßt nur derbblättrige Gewächſe gedeihen und die ſchweren Regengüſſe der naſſen Zeit machen nur zähen Wurzelgebilden die Exiſtenz möglich. Daraus erklärt unſer Reiſender das faſt vollſtändige Fehlen von eigentümlichen einjährigen Kräutern und von zarten Farn im Weſten des Landes. Unter

Fig. 1.



Wakoa (Pandanus utilis). Küſtenlandſchaft.

Digitized by Google

Bäumen und Sträuchern herrſcht die Lorbeerform vor, denen wieder Typen mit gefiederten Blättern beigemengt ſind. Die für den afrikaniſchen Kontinent ſo ungemein charakteriſtiſchen Dornpflanzen ſind hier nur ſelten.

Landein von der Strandzone werden häufiger ſteinige, unſerer Geeſt oder Heide vergleichbare Strecken wahrgenommen. Hier entfalten ſich nach Hildebrandt geſellige Arten mit dichtem, beſenförmigem Wuchs, voll kleiner ſchmaler Blätter und mit reichem Blütenflor in Gelb und Roſenrot. Außer einigen Heidekräutern werden hier namentlich Kompoſiten — ganz beſonders Immortellen — dann Fettpflanzen und Aloës wahrgenommen. Dagegen fehlen die Akazien.

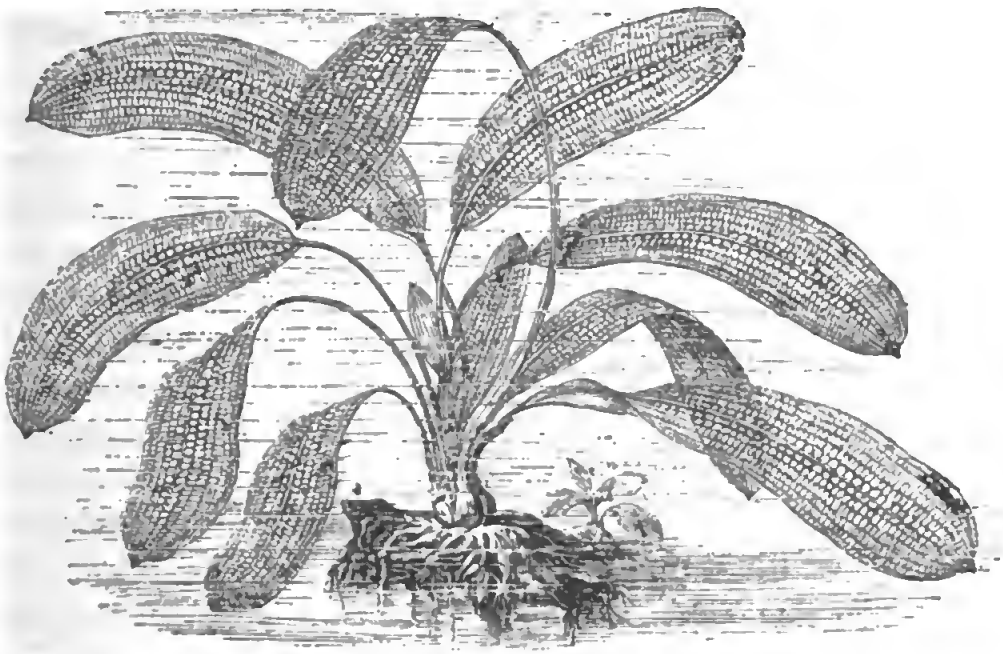
An den Flußufern wuchern gemeines Schilfrohr (Phragmites isiacus), Rohrkolben (Typha) und der von den Howa Zozoro genannte Papyrus. An Hochmooren bemerkt man Mooſe, Bärlapp, Cypergräſer, Wollgräſer, Schwertlilien, geſellige Orchideen und Sonnentau. Auch Weiden, vielleicht Salix babylonica, finden ſich hier. Im Waſſer halten ſich blaſenartig aufgetriebene, ſchwimmende Algen, Waſſerroſen (Nymphaea madagascariensis, berneriana, emirnensis) und die merkwürdige Uwirandrona. Dieſer Name iſt aus Uwi Knolle und Randrona, geflochten, zuſammengeſetzt. Die alte Bezeichnung Uwirandra beruht auf einer falſchen Schreibweiſe. Es giebt in Oſtafrika und auf Madagaskar verſchiedene Arten dieſer intereſſanten Waſſerpflanze, von denen diejenige mit überall gitterförmig durchbrochenem Blatt, Poirets Uwirandra fenestralis, die merkwürdigſte bleibt (Fig. 2).

Sobald der Nordweſt-Monſun, der Spender belebender Feuchtigkeit, beſtändiger zu wehen beginnt, um Mitte November, bedeckt ſich auch die vorher abgeſengte Grasſteppe mit weißen Pulſatillen, gelben Kompoſiten und mit Hartheu, mit blauen Lobelien, roſenfarbenen Vincas, lilafarbenen Erdorchideen, weißen Amaryllis und — überraſchender Weiſe — mit unſerem gemeinen Adlerfarn (Pteris aquilina). Veilchen und Vergißmeinnicht

ſprießen zwiſchen Bärlappgarben hervor. Später erſt entwickeln ſich die Steppengräſer. Dieſe ſind zum Teil von Winden und von Schlingfarn durchſponnen. Manche der Gräſer quälen mit ihren ſpitzen, hakigen oder ſpiralen Grannen den Reiſenden.

Hildebrandt ſchildert ferner als vermittelndes Glied zwiſchen Heide und Urwald den die Bergrücken bedeckenden Buſch, welcher uns, allgemein phyſiographiſch betrachtet, der ſüdamerikaniſchen Braune des Waldes (Ceja de la montaña) zu entſprechen ſcheint,

Fig. 2.



Uwirandrona von Madagaskar.

natürlich aber von dieſer abweichende Vegetationsformen aufweiſt. Ein ſolcher Buſch wird von etlichen Hochlandbeſtänden unterbrochen, er durchzieht auch als Ufergehölz Heide und Grasland. In dieſer Zone herrſchen Myrten- und Lorbeerformen mit unſcheinbaren Blüten vor. Indeſſen miſchen ſich doch auch weichblättrige, mit ſchönen Blüten geſchmückte Kompoſiten, Schmetterlingsblütler, Melaſtomen u. ſ. w. bei. Im Schatten des Buſches gedeihen Lippenblütler und Rubiaceen. An den buſchigen Fels-

gehängen ſind kahle Äſte mit grauen Baſtflechten beſetzt. Unter den wenigen Dornpflanzen werden Smilax, ſowie gute Früchte tragende Himbeeren und Brombeeren beobachtet.

In dem inneren Hochlande der Inſel nimmt Urwald einen bedeutenden Flächeninhalt ein. Streckenweiſe hat auch hier planloſe Waldverwüſtung große Beſtände gelichtet. Audebert ſchreibt dem madagaſſiſchen Urwald einen ernſten und faſt düſteren Charakter zu. „Die allgemeine Färbung iſt ein dunkles Grün, und im Innern herrſcht eine tiefe Dämmerung, da die Sonne nicht durch das dichte Blätterwerk zu dringen vermag. Die meiſten Bäume haben erſt an ihrer Spitze Äſte, welche zugleich die Krone bilden“. Obwohl es nicht an farbenprächtigen, blühenden Bäumen und Geſträuchen fehlt, oder an ſolchen, welche leuchtende gelbe oder rote Blätter tragen, ſo kommt dieſer Glanz doch inmitten des Urwaldes nicht recht zur Geltung, da in dem dichten Gewirre die ſchönſten Pflanzen weniger ſichtbar ſind und oft durch ſtürzende tote Waldrieſen ganz überdeckt werden. „Das Bild der Verwüſtung und des Todes“, ſagt Audebert weiter, „läßt das Leben nicht ſo friſch und kräftig hervortreten. Die toten Äſte der abgeſtorbenen Bäume ſtarren allenthalben zwiſchen ihren lebendigen Brüdern hervor, ſo daß wir den in voller Kraft und Friſche ſtehenden Baum kaum in ſeinen Umriſſen erkennen können und kein rechtes Bild von ſeiner Schönheit erhalten. Da die Natur der Pflanzen mit Rückſicht auf die Ernährung der zahlreichen Waldbewohner eine verſchiedene iſt, ſo kann der Urwald niemals das einheitliche Gepräge friſchen Lebens und ſproſſender Kraft tragen. Mancher Baum ſteht kahl und traurig da, während ſein Nachbar friſch blüht oder Früchte trägt, kurz geſagt, während für den einen der Frühling kommt, iſt für den andern Winter. Wenn auch nicht alle Bäume ihre Blätter verlieren, ſo giebt es doch für Alle eine Zeit des Stillſtandes oder der Ruhe und dann ſehen ſie immer matt und unſchön aus. Mancher, der den Urwald zum erſtenmal erblickt, mag ſich enttäuſcht fühlen beim Anblick dieſes Chaos von Tod und Leben,

wo das Lebende in enger Umarmung mit dem Sterbenden ringt; ſind aber die falſchen Vorſtellungen erſt überwunden, ſo bleibt auch für ihn der Urwald ein mächtig ergreifendes Bild des großartigen Schaffens ewiger Naturkraft.

Eingehender und in freudigeren Farbentönen malt uns der kenntnisreiche Botaniker Hildebrandt, die Art und Weiſe des madagaſſiſchen Urwaldes. „Gegen das ſatte Blattgrün der ſchweren permanenten Laubmaſſen heben ſich, in ſcharfem Kontraſte, die freudig-bunten Zinken der eben ausgeſchlagenen Zweigſpitzen ab. Hier wölbt ſich eine rieſige ſchneeweiß- oder roſablumige Schirmkrone, gleichſam eine einzige Blüte; dort ſpannen Feſtons feuerroter Lianen von Wipfel zu Wipfel; andere Schlingpflanzen drapieren wie zartgewobene Vorhänge in Goldgelb, Weiß und Lila die Säulenſtämme des Waldrandes. Am wildrauſchenden Gebirgsbach erhebt ſich, zehn Meter darüber, aus vielerlei niedrigeren Farngeſtalten der Baumfarn, gleichſam eine Märchenkönigin unter den Pflanzen, das zartweibliche mit der Majeſtät vereinend. Daneben wuchern Fiederpalmengebüſche und ſtachelblättrige kandelaberäſtige Pandanus-Bäume, ſowie die prächtigen Blattbüſchel mehrerer Cordylinen, welche den Eingeborenen heilig ſind.

In ſolchen dumpffeuchten Schluchten entwickeln ſich auch die baumbewohnenden Orchideen am üppigſten. Die Koloſſe unter ihnen, wie Angraecum sesquipedale (Fig. 3), finden ſich aber erſt in tieferen Regionen. Kleinbütigere Angraecum, Bulbophyllum u. ſ. w. ſind jedoch in mehreren Arten vorhanden. Ihre Blütenfarbe iſt vorherrſchend fahlgelb und weiß. Den der Baumrinde nur angehefteten Orchideen und Bryophyllen zum Verwechſeln ähnlich erſcheinen die dem Stamme ſelbſt entſpringenden Blütenſtände einiger Bäume des Waldinnern. Die Schößlinge eines andern Holzgewächſes (Araliacea?) ahmen täuſchend die Wedelroſette eines Platycerium nach. Auch iſt in einiger Entfernung das zierliche Blattwerk eines kleinen Bambus von dem einer danebenſtehenden zwergigen Palme kaum zu unter-

ſcheiden. Das Stämmchen der letzteren iſt ſelten über 1,5 m hoch und nur kleinfingerdick. Wie in allen Gebirgsurwäldern der Tropen ſind Farne, Lykopodien, Mooſe und Flechten in großer Artenzahl vorhanden. Die Gefäßkryptogamen fruktifizieren in dieſer Jahreszeit (Frühling) meiſtens noch nicht, dagegen bieten ſich Mooſe und Flechten in reichhaltigſter Auswahl dem Sammler dar. Einige Flechten und Algen ſind nur während weniger, beſonders regenreicher Tage voll entwickelt. Wie ein Badeſchwamm ſaugen ſie dann das Waſſer ein und die zierlichſten Fruchttellerchen erheben ſich aus der ſchleimigen Maſſe. Hört der Regen auf, ſo trocknen ſie zu einem dürren Häutchen ein, das der Wind verweht."

Madagaskar beſitzt außer den ſchon beſchriebenen noch einige Baumgebilde, welche entweder dekorativ in der Landſchaft wirken, oder ſich ſegensvoll für das menſchliche Leben erweiſen. Obenan ſteht die herrliche Fächerbanane Rawenala (Urania speciosa). Sie findet ſich auf Ebenen, an Berggehängen, in Schluchten ſowie in Thalniederungen und verlangt nicht immer feuchten Boden. Erwachſene Exemplare treiben einen ziemlich hohen Stamm voller Blätternarben. Die Blattſtiele ſind an ihrem Grunde ſcheidenartig erweitert und ſtehen einander zweireihig gegenüber. Die ſchönen breiten, an ihren Rändern vielfach eingeriſſenen Bananenblätter bilden an der Stammhöhe eine ungeheure, fächerförmige Krone (Titelbl.). Die meiſten Blüten, jede in einer zweiblättrigen Kelchſcheide, brechen zu 10—12 hintereinander aus den Blattwinkeln hervor und erzeugen hörnerartig gekrümmte Fruchtkapſeln mit bohnengroßen Samen. Junge Exemplare zeigen die aus dem Wurzelſtock an langen Stielen aufſchießenden Blätter (Figur), deren Eindruck dann ein ſehr angenehmer iſt, wenn ihre Ränder nur noch wenig vom Winde zerzauſt erſcheinen. Die Rawenala wird ſeit alters „Baum der Reiſenden" genannt. Jeder Blattſtiel enthält nämlich eine an ſeiner Oberſeite befindliche, ſich gegen die Stielſcheide hin erweiternde Rinne, in welcher ſich das Waſſer der feuchten

Fig. 3.

Angraecum sesquipedale und Farn.

Niederſchläge anſammelt und daſelbſt lange Zeit hindurch friſch und genießbar erhält. In waſſerärmeren Gegenden iſt dies von großer Bedeutung für reiſendes Volk. Übrigens liefern die Teile der Ravenala verſchiedenartige Materialien zu bautechniſchen Zwecken. Am Fuß der Stämme wuchern nicht ſelten rieſige, 10—12 Fuß hohe Aronſtauden, Wia genannt, mit den mächtigen Blättern und eßbaren Wurzeln (Titelbl.).

Ein anderes intereſſantes, monokotyledoniſches Pflanzengebilde iſt die in feuchter Umgebung auch der höheren Landesteile

Fig. 4.

Raphia-Palmen.

wachſende Rufia (Raphia ruffia), eine etwa 60—70 Fuß hohe Palme. Ihr nicht ſehr hoher, von abgeſchnittenen oder vertrockneten Blattſtielen ſtarrender Stamm treibt ſieben bis zehn rieſige Fiederblätter mit ſehr dicken ſtachligen Stielen (Fig. 4). Die Blüten wachſen in ſechs und mehr Fuß langen, zwiſchen den Wedeln hervorſprießenden Kolben hervor. Dieſe Fruchtkolben erreichen ein Gewicht von 200—300 Pfund Schwere. Die Früchte ſelbſt ſind rundlich-oval und mit glänzend gelblichbraunen, denen eines Tannenzapfens ähnlichen Schuppen bedeckt. Die Rufia-Palme iſt ein für die Textilinduſtrie der Madagaſſen ſehr

wichtiger Baum. Auf unſerer Inſel findet ſich ferner ein Verwandter des feſtländiſch-afrikaniſchen Affenbrotbaumes oder Baobab (Bd. I, S. 17, Bd. II, S. 56), die von A. Grandidier entdeckte Bontona oder Moſombarika (Adansonia madagascariensis), mit glänzend dunkelbrauner Rinde und großen, ſchön roten Blüten. Dieſer Baum iſt ein Bewohner des Hochlandes. Seine kleinen Früchte ſollen eine Lieblingsnahrung der Halbaffen bilden. Bambusrohr, dieſe Zierde und dieſer Segen tropiſcher Länder, iſt auch in den hügeligen und bergigen Regionen Madagaskars ſehr verbreitet. Es kommen hier mehrere Arten dieſer maleriſchen Baumgräſer vor, unter denen die 10—15 m hohen Nastus borbonicus, Bambusa Thouarsii, Schizostachyum parviflorum, Cephalostachyum Chapelieri und Beesha capitata die häufigſten ſind. Auch finden ſich lediglich auf Bäumen wachſende, dünnhalmige, an die Chusqueen des tropiſchen Amerika erinnernde Formen ſolcher edlen Gramineen. Von dieſen Gewächſen wird hier ein ähnlicher ausgiebiger Gebrauch gemacht, wie in verſchiedenen Gegenden Oſtindiens.

Faſt noch merkwürdiger, noch mehr durch auseinanderweichende und ſeltſame Formen überraſchend, als die Pflanzenwelt, erſcheint die Fauna Madagaskars. Wir ſtehen angeſichts der letzteren vor einem Rätſel der Tiergeographie. Ehe wir nun den ſchwachen Verſuch unternehmen, in die Geheimniſſe dieſer anſcheinend verworrenen, in Bildung und Verbreitung barocken Lebewelt im Gegenſatz zu anderen Faunen einzudringen, ſei es uns geſtattet, erſt einen kurzen Blick auf die charakteriſtiſchſten Tiere der großen Inſel zu werfen.

Zu den wunderbarſten Vertretern der madagaſſiſchen Tierwelt gehören unſtreitig die Halbaffen (Lemuridae), deren lebende Gattungen und Arten über das afrikaniſche Feſtland, über die Inſeln und über Oſtindien verbreitet ſind. Sie erſcheinen ihrer ganzen Organiſation nach von den eigentlichen Affen verſchieden. Der ihnen zugehörende Fuß mit der entgegenſtellbaren großen Zehe iſt noch manchen anderen Tieren eigen, während ihre ſonſtige

Fig. 5.

Lemur diadema in verſchiedenartiger Körperhaltung.

Organiſation durchgreifende typiſche Unterſchiede von den Affen erkennen läßt. Sie gehören nach C. Vogts vorzüglicher Darſtellung zu den älteſten uns bekannten Säugetieren der Tertiärzeit, die eine nähere Beziehung zwiſchen ihnen und den Affen

Fig. 6.

Eichhornmaki.

wie auch Menſchen (dieſe iſt von neueren Forſchern ſo oft in den Vordergrund geſtellt), keineswegs erkennen laſſen. Sie ſind vorzugsweiſe Baumtiere, vermögen ſich aber auch, aufrecht ſtehend und wie Kängurus auf den Hinterbeinen hüpfend, ziemlich ſchnell von dannen zu bewegen (Fig. 5), wobei den langſchwänzigen

Arten der Schweif wie eine Art Balancierſtange dient. Letztere Fähigkeit zeigt ſich ſelbſt beim madagaſſiſchen Zwergmaki oder Microcebus entwickelt. Dieſe Tiere bewohnen Baumhöhlen oder bauen eine Art Neſter. Sie leben teils von Pflanzenkoſt, teils von Inſekten, von Vögelchen und deren Eiern, von Eidechſen u. ſ. w. Sie ſind teils Tagestiere, teils lieben ſie nur das nächtliche Umherwirtſchaften, wobei ſie ſich gern zuſammenrotten und ſehr verſchiedenartige Töne von ſich geben. Zu ſolcher Zeit ver-

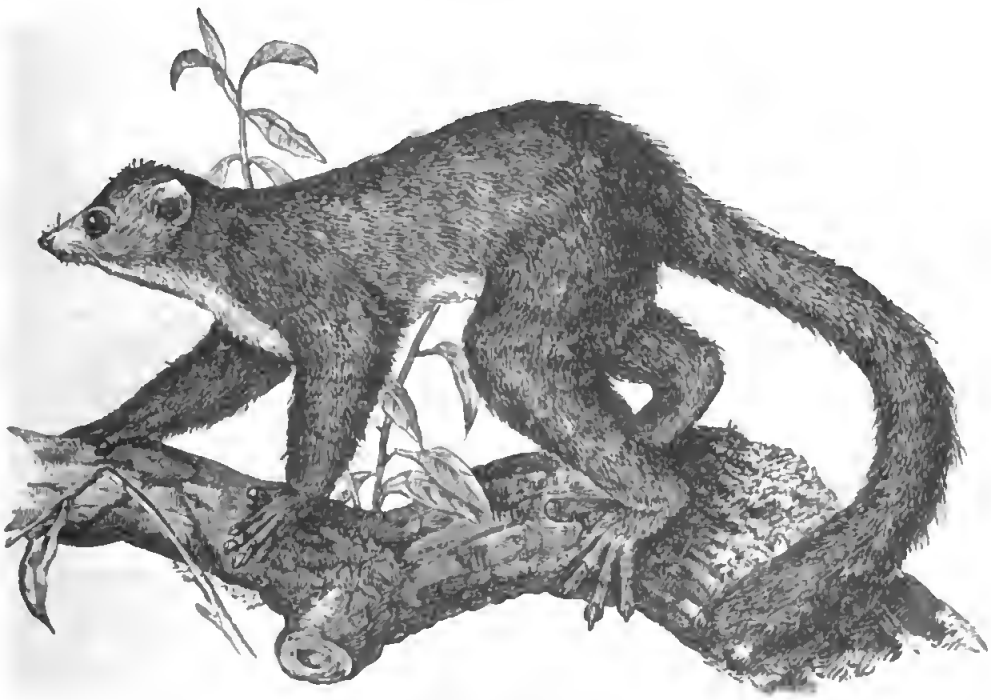
Fig. 7.

Rechte Hand des Eichhornmaki. a Der dritte dünne Finger.

breiten ihre großen Augen, wie ich ſelbſt an lebenden Makis beobachtet habe, den hellen Glanz eines ſelbſt ſchwach reflektierten Lichtes mittelſt ihrer äußerſt entwickelten Leuchtmembranen (Tapetum lucidum). Sie ſind gerade bei Nacht unruhig und unternehmend. Zu den hervorragendſten Halbaffen Madagaskars gehören der niedliche Katzenmaki (Chirogaleus furcifer), die ſtummelſchwänzigen, faſt meterhohen, ſchwarz- und weißbunten Indris (Lichanotus), der großohrige, nagezähnige, mit ſpindel-

dünnem dritten Finger der Hand ausgerüstete Aye-Aye oder Eichhornmaki (Chiromys madagascariensis) (Fig. 6 u. 7). Dieſer dünne, langkrallige und kurze Mittelfinger dient dem Tiere dazu, aus den mittelſt des meißelförmigen Gebiſſes vergrößerten Baum- und Bambusrohrſpalten die darin verſteckten Inſekten oder deren Larven herauszugraben. Recht graziös iſt auch die in Fig. 8 abgebildete Form, deren Kenntnis wir dem verdienten Pollen verdanken. Alle Makis haben übrigens ein ſanftes zähm-

Fig. 8.



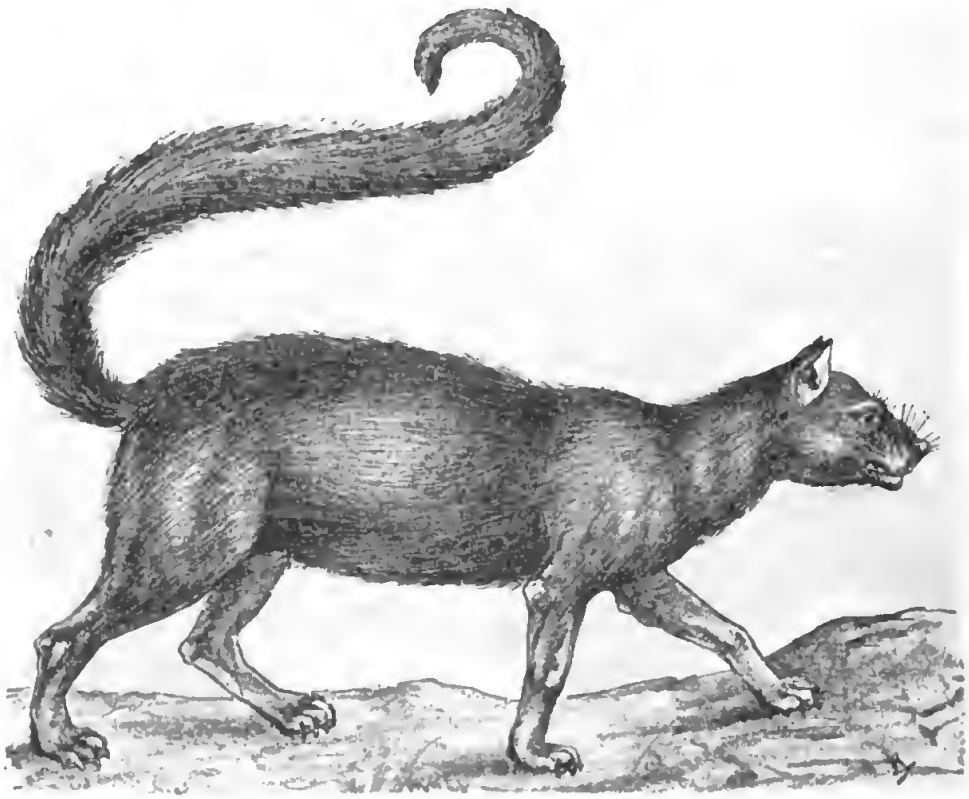
Lepilemur mustelinus.

bares Naturell. Man erzählt ſogar, daß der große Babakoto (Lichanotus Indri) zur Jagd auf Vögel abgerichtet werde. Der Eingeborene hält dieſe netten Geſchöpfe meiſt zu ſeinem Zeitvertreib, muß ſie aber ſtets ſorgfältig anbinden, da ſie ſonſt trotz aller ihrer Zutraulichkeit leicht entwiſchen.

Unter den Inſektenfreſſern ragen neben weniger intereſſanten Spitzmäuſen die Borſtenigel, Tandrek oder Tenrek (Centetidae) hervor, Verwandte der weſtindiſchen Schlitzrüßler

oder Solenodonten. Jene Tenreks machen im ganzen den Eindruck langgeſtreckter, ſchlanker, igelartiger Tiere mit höheren Hinter- als Vorderbeinen, langer rüſſelartiger Schnauze und ſtachliger Borſtenbekleidung. Dieſe wächſt an den hinteren Körperteilen beſonders lang hervor. Die Tenreks kugeln ſich bei Gefahr nicht zuſammen, wie dies unſere Igel thun, ſie ſträuben jedoch die kräftigen Stachelborſten ihres Hinterteils gegen

Fig. 9.



Frettkatze (Cryptoprocta ferox).

attackierende Hunde u. ſ. w. empor. Sie vertilgen allerhand Inſekten. Zur trocknen Zeit verfallen ſie in den verſchiedenen Tropentieren eigenen Sommerſchlaf. Die Hauptfarbe der Tendreks iſt gelbbraun. Über den Rücken verlaufen dunklere oder weißmelierte Querbänder. Ihr fettes, ſaftiges Fleiſch wird von den Eingeborenen hoch geſchätzt. Man unterſcheidet mehrere Tenrekarten, unter denen eine mit ſpitz-borſtigem

Schwanzrudiment versehene Art (Centetes setosus) besondere Aufmerksamkeit verdient, während andere angebliche Spezies noch zweifelhaft bleiben. Sibree traf die Tenreks in den Wäldern und besonders auf den mit vereinzeltem Gebüsch und mit Farnkräutern bewachsenen, abgeholzten Stellen dicht am Walde an.

Die Raubsäugetiere Madagaskars weisen einige charakteristische Formen auf, unter denen die größte und wildeste Art, die Frettkatze (Cryptoprocta ferox), dort Pintsala oder Kintsala genannt, nach Ansicht einiger Forscher den Übergang von den Katzen zu den Zibettieren oder Viveren vermitteln soll. Sowohl der längliche, stumpfschnauzige Kopf, dessen knöcherner Bau, wie auch die kurzen aber kräftigen, mit zurückziehbaren Krallen ver-

Fig. 10.

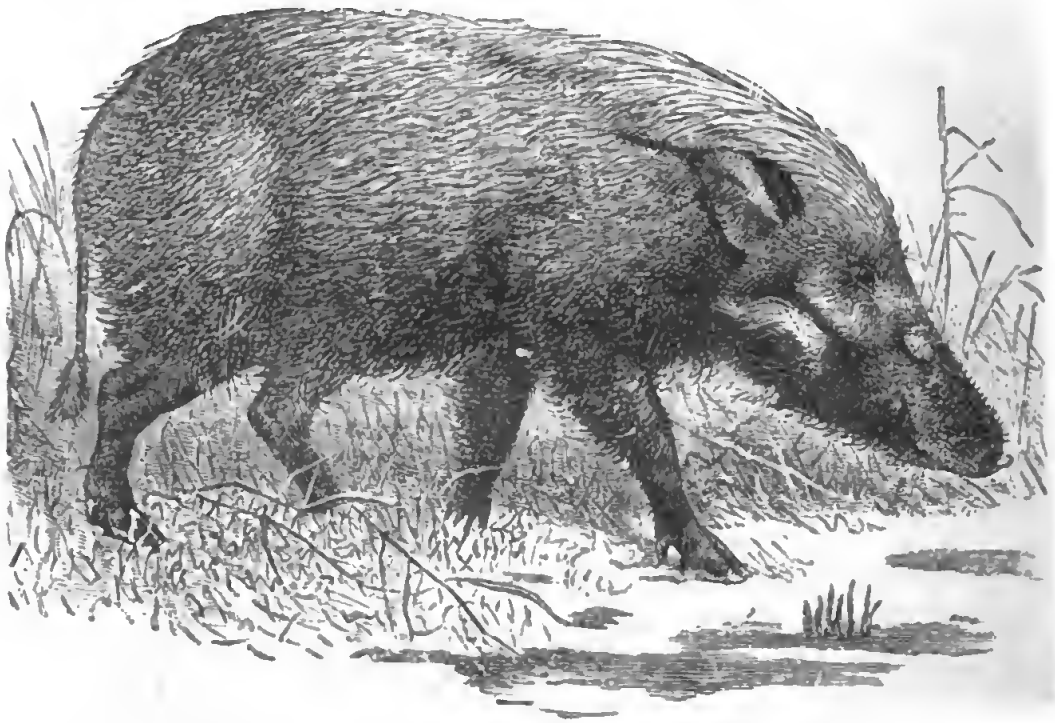
Sohle des Vorderfußes einer Frettkatze.

sehenen Beine erinnern an eine Katze, wogegen der langgestreckte Körper, der an der Wurzel dicke, gegen die Spitze hin sich verjüngende Schwanz (Fig. 9), die nackten Sohlen (Fig. 10), die ungewöhnlich langen Spürhaare und eine am After befindliche Drüsentasche uns an Viveren mahnen. Indessen nähert sich das Tier den Katzen so sehr, daß Grandidier und Milne Edwards vorgeschlagen haben, daraus eine besondere Familie der katzenartigen Sohlengänger zu bilden. Der dicht- und schwellendbehaarte Pelz ist schön braungelb gefärbt. Man hält die Frettkatze in ihrer Heimat für ein sehr gefährliches Geschöpf, trotzdem dasselbe sich nur an kleinere Säugetiere und an Vögel zu wagen pflegt.

Die echten Zibettiere haben ihre Vertreter in den Foſſa (Genetta fossa) und noch in einer anderen Art, einer nahen Verwandten der afrikaniſchen Genetten oder Ginſterkatzen.

Marderartig ſind die niedlichen Wantſiren oder Voutſiras (Galedia olivacea, concolor und Galidictis striata, vittata). Mitten zwiſchen dieſen ebenerwähnten Gattungen ſteht nach Gervais' Urteil ein gelbbraunes, mit breitem Kopf und ſehr

Fig. 11.



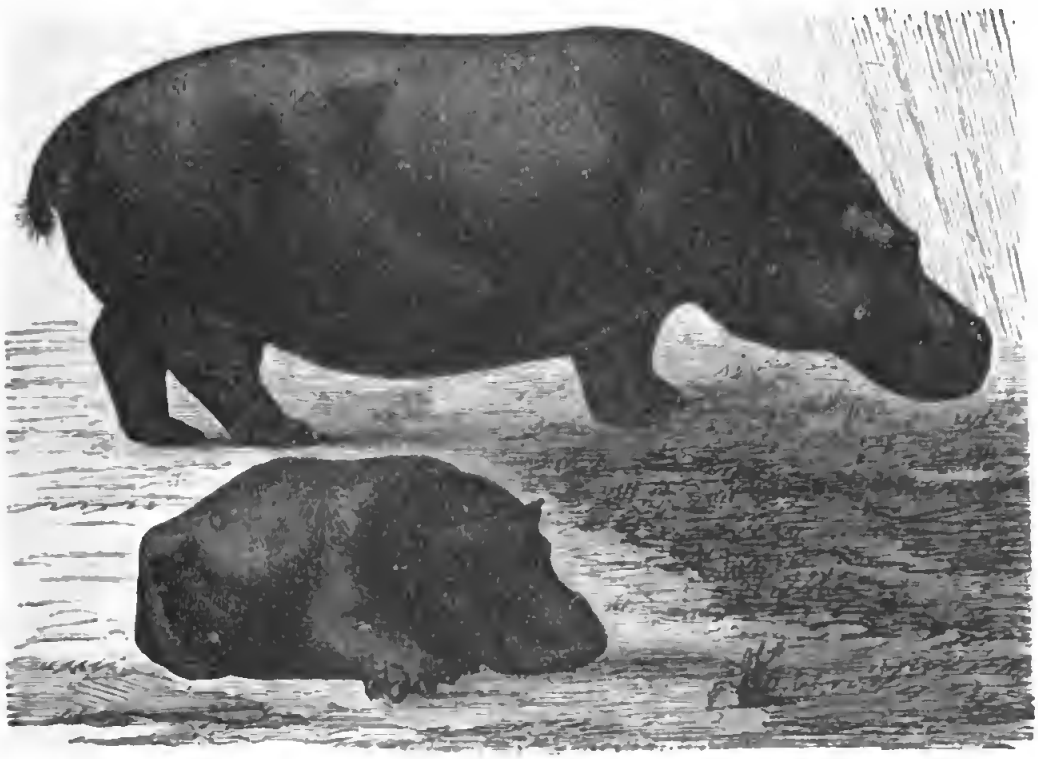
Potamochoerus Etwardsii.

ſpitzer Schnauze verſehenes Raubtier (Eupleres Goudotii), welches mit Vorliebe Inſekten vertilgt.

Sibree und Andere führen noch eine wilde Katze als ein in vielen Gegenden der Inſel ſehr häufig vorkommendes Tier auf. Dies ſoll ſchön geſtreift und dem zahmen Geflügel ſehr verderblich ſein Nach der Anſicht verſchiedener Forſcher iſt dieſe Katze urſprünglich auf Madagaskar nicht heimiſch, was freilich von Sibree beſtritten wird.

Unter den nichtwiederkäuenden Huftieren fällt das dem oſtafrikaniſchen Larvenſchweine (Potamochoerus larvatus) nahe verwandte Wildſchwein (Potamochoerus seu Choeropotamus Edwardsii) durch ſeine gedrungene Geſtalt, ſein grobborſtiges Haarkleid, ſeine breiten in einen ſchmalen Haarpinſel endenden Ohren, durch ſeine knolligen Auswüchſe zwiſchen Auge und Rüſſel, endlich durch den langen erſt an ſeinem Ende quaſten-

Fig. 12.



Kleines foſſiles Flußpferd von Malta vorn, dahinter das gemeine rezente Flußpferd Afrikas (Hippopotamus Amphibius).

förmig behaarten Schwanz ſehr auf (Fig. 11). Dies Schwein wird hier nach Waters: Lamboneiwe genannt. Es bewohnt die Niederungen. Derſelbe engliſche Sammler bemerkt, daß das größere Wildſchwein der Berggegenden Lambohawa genannt werde. Vermutlich handelt es ſich hier höchſtens um rein örtliche Bezeichnungen einer und derſelben Tierart. Nach Sibree lebt das Larvenſchwein nur in den Wäldern, gräbt den Boden nach

Wurzeln auf und fügt allen nahe den Waldungen gelegenen Pflanzungen großen Schaden zu.

Merkwürdigerweise sind von Grandidier und Hildebrandt in den subfossilen Schichten des Südwestens Reste einer kleineren Flußpferdart (Hippopotamus Lemerlii) aufgefunden. Man hat diese Entdeckung für die Idee von einem noch spät stattgefundenen Zusammenhange zwischen Madagaskar und dem afrikanischen Festlande auszubeuten gesucht, hat dabei aber außer acht gelassen, daß auch im zentralen Ostindien, auf Malta, Sizilien, auf dem italienischen Festlande, in England u. s. w. zahlreiche fossile und subfossile Flußpferdreste ausgegraben worden sind. Auf der afrikanischen Westküste lebt noch heute ein kleines Flußpferd (Hippopotamus liberiensis), welches sich vielleicht einstmals bis nach Malta und nach Sizilien hin erstreckt hat, nach Inseln, deren Hippopotamusreste ebenfalls kleinen oder doch höchstens mittelgroßen Arten angehört hatten (Fig. 12).

Die einheimischen Nagetiere sind weder zahlreich noch besonders interessant, dagegen hat sich die allgemeine menschliche Plage, die Wanderratte (Mus decumanus), welche kaum das unbedeutendste Eiland des Stillen Ozeans verschont, auch hier in großen Scharen eingenistet.

Die madagassische Vogelwelt bietet recht interessante Formen dar. Unter den Raubvögeln ragt ein kleiner zwar unscheinbar gefärbter, mattgebänderter, übrigens aber hübsch geformter Adler (Eutriorchis astur) mit elegantem Schopf und langem Schwanz hervor (Fig. 13). Weihen- und Falkenarten (Falco concolor, Newtoni, punctatus, gracilis, Nisus Lantsii, Baza madagascariensis) beleben verschiedene Gegenden. Neben einem der Insel eigentümlichen Schuhu (Bubo Madagascariensis), hier Worongongkong genannt, zeigen sich eine Sumpfohreule und unsere gemeine, übrigens kosmopolitische Schleiereule. Gewisse zum Teil recht hübsch gefärbte und auch gut singende Vogelgattungen wie Bienenfresser, Honigsauger, Sänger, Sperlingsvögel sind der Insel eigentümlich, und hat diese sie mit

benachbarten Inseln und selbst mit dem afrikanischen Festlande gemein. Dasselbe ist übrigens mit einigen Tauben- und Wad-

Fig. 13.

Eutriorchis astur.

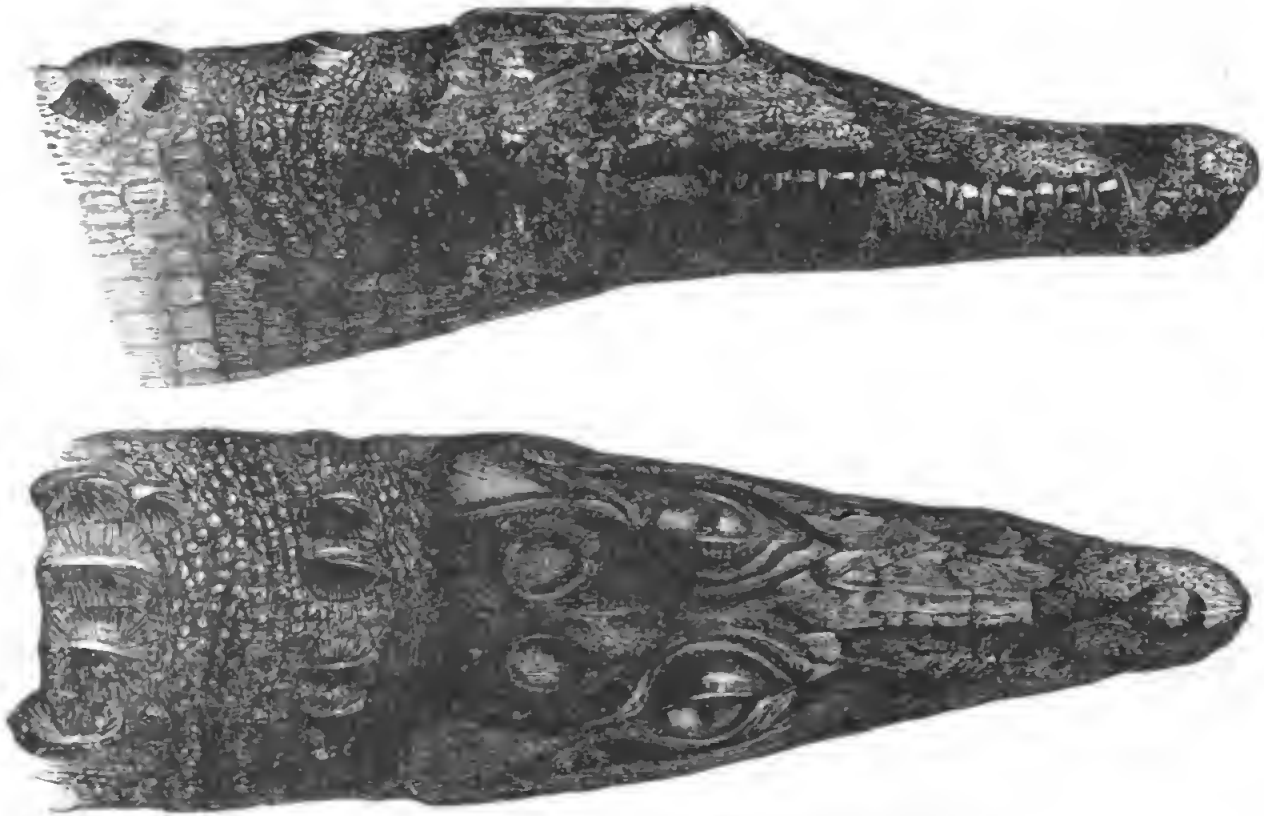
vögeln der Fall. Glänzend in der Farbe zeigt sich ein Honigsauger (Nectarinia Coquerelii). Das Männchen von Philepitta Jala hat eine grüne, langzipflige Wachshaut. Ein sehr

ſchönes Tier mit langen Steuerfedern iſt der Fliegenſchnäpper, Muscipeta mutata. Den Staaren nähert ſich der poſſierliche weißköpfige Wurunzaza (Falculia palliata) und der mit gebuckeltem Schnabel verſehene Euryceros Prevostii. Zu den Würgern geſellen ſich die weiß- und dunkelgrün gefleckte Banga curvirostris und die Bangabicolor. Zwiſchen Kuckucken und Raken ſteht das oben kupfergrüne, unten faſt weiße, mit ſchwarzem Schnabel und roten Füßen verſehene Leptosoma discolor. Eine Taube (Ptilepus Scanzonii) zeichnet ſich durch weißen Kopf, ſtahlblauen Hinterkörper und rote Wachshaut aus. Im Südoſten des Landes finden ſich niedliche kleine Rallen (Zapornia Watersii), im Innern Frankolinhühner (Pterocles personatus), im Südoſten Wachtelvögel (Turnix nigricollis). Neben einem hübſchen, ſehr großfüßigen Taucher (Podiceps Pelzelni) tummeln ſich ſchön gefärbte Waſſerhühner und Goldſchnepfen. Sibree rühmt den ungeheuren Reichtum der zum Teil marſchigen Provinz Antſihanaka und des Itaſy-Sees an Enten, an Krick-, Moſchusenten, an Waſſerhühnern, Strandläufern, Reihern, Störchen, Ibiſen, Tauchern u. ſ. w.

Im Süden der Inſeln finden ſich verſteinert die Reſte eines ſtraußartigen Vogels (Aepyornis maximus), welcher etwa die Größe des afrikaniſchen Straußes, aber dickere, plumpere Beine wie dieſer, gehabt haben muß. Man hat auch Eier dieſes Rieſenvogels aufgeſammelt, deren Längsdurchmeſſer mehr als 300 mm betrug. Wallace glaubt, daß der Aepyornis noch vor ca. 200 Jahren gelebt habe. Auf dieſen Rieſenvogel nehmen wahrſcheinlich die Sagen vom Vogel Roch oder Rukh der arabiſchen Märchen, die Erzählungen des Seefahrers Sindbad ꝛc. Bezug. Außer dem Aepyornis hat es hier noch andere kleinere Laufvögel gegeben, die in gewiſſen verwandtſchaftlichen Beziehungen zu den neuſeeländiſchen Moa's (Dinornis) geſtanden haben.

Die Reptilien und Amphibien der Inſel weiſen ſehr merkwürdige Formen auf, unter denen mehrere Amerika eigentümliche Arten vertreten ſind. Die Schildkröten zeigen ſich

Fig. 14.



Kopf des madagassischen Krokodiles, von der Seite und von oben gesehen.

ziemlich zahlreich, namentlich ſogenannte Moorſchildler (Pelomedusa galeata) und die Doſenſchildkröten oder die Vorderbruſtklapper (Pyxis). Letztere beſitzen ein in zwei Teilen gegeneinander bewegliches Bruſtſchild. Der Hauptvertreter der Panzereidechſen, das Krokodil, iſt über Madagaskar weit verbreitet. Grey hat das Tier unter der Bezeichnung Crocodilus Madagascariensis als beſondere Art beſchrieben. Er bezeichnet dasſelbe als mit ſchlankerer, längerer Schnauze wie das Nilkrokodil und mit einer jeſeitigen, ſchmalen Leiſte ſeitwärts von der Mittellinie der Schnauze, verſehen. Die Seiten des Unterkiefers ſind falbbunt, mit unregelmäßigen ſchwarzen Flecken getüpfelt (Fig. 14). Es frägt ſich ob eine ſolche Unterſcheidung Berechtigung behalten darf. Sibree ſah auf einer den Betſiboka-Fluß abwärts führenden Reiſe an einem Tage über 100 Krokodile, was allerdings die Erfahrungen des Schreibers dieſer Zeilen in den krokodilreichſten Gegenden des blauen Niles weit übertrifft. Derſelbe Reiſende erzählt von einem kleinen Vogel, der ſich von den Paraſiten des Krokodils nähren und dasſelbe vor jeder ihm drohenden Gefahr warnen ſoll. Vermutlich iſt das der niedliche, ſtets geſchäftige Begleiter auch der oſtafrikaniſchen Panzereidechſen, der den Ägyptern heilig geweſene Regenpfeifer (Hyas aegyptiacus). Das madagaſſiſche Krokodil ſcheint ein recht gefährliches Reptil zu ſein, gegen deſſen perfides Gebahren ſich die Eingeborenen beim Waſſerſchöpfen durch ihre in den Fluß hineingebauten Stockaden zu ſichern ſuchen. Die etwa 80 mm langen, 50 mm dicken, rauh- und weißſchaligen Eier werden auf die Märkte gebracht. Im afrikaniſchen Feſtlande ſchreckt der widrige, halb fiſchige Duft des Dotters von deſſen Genuß ab.

Unter den Schlangen wurden die Gattungen der Baumnattern (Herpetodryas) der kegelköpfigen Baumſchlangen (Philodryas) und Verſchiedenzähner (Heterodon) außer auf unſerer Inſel nur noch in Süd- und in Nordamerika beobachtet. Die ſonderbaren Naſenſchlangen (Langaha nasuta) zeigen am Schnau-

zenende einen beweglichen mit ſpitzigen Schuppen beſetzten Anſatz. Aus der Familie der Rieſenſchlangen kommt hier die Gattung Sanzinia vor. Ihr wird die Fähigkeit zugeſchrieben, nicht allein größere Säugetiere, wie Ochſen, ſondern ſelbſt Menſchen zu töten. Erſtere Angabe beruht auf Übertreibungen, welche faſt allen Berichten über ſogenannte Rieſenſchlangen anzuheften pflegen, wogegen auch nicht abgeleugnet werden darf, daß in die Enge getriebene Felſenſchlangen und deren Verwandte gelegentlich die ſie anfallenden Menſchen zu umſchlingen und ihnen die Glieder zu zerbrechen vermögen. Zu ihrem Glück wird die Inſel von den furchtbaren Giftſchlangen Afrikas, den Nashornvipern, Puffaddern, Hornvipern, Brillenſchlangen u. ſ. w. verſchont.

Die ſehr geſtaltenreichen Eidechſen unſeres Gebietes ſind zum Teil afrikaniſchen Urſprunges, wie die Dreizeher (Seps), die Skinke (Euprepes) u. ſ. w., zum Teil ſind ſie, wie die Blattfinger (Phyllodactylus) ſowohl amerikaniſch als auch auſtraliſch.

Man bemerkt ferner Chamäleone (Chamaeleo tigris, dilepis etc.). Fröſche, Laubfröſche und Kröten ſind zahlreich.

Nicht allein die madagaſſiſchen Küſten, ſondern auch die Flüſſe dieſer Inſel beherbergen eine reiche Zahl zum Teil ſehr ſchön gefärbter Salz- und Süßwaſſerfiſche. Hier im ſeichten Waſſer lockt, wie an anderen tropiſchen Küſten, ein ſich auf ſeine armartigen Vorderfloſſen gleich einem Batrachier aufſtützender und bei Annäherung von Menſchen froſchartig davonſpringender Schlammhüpfer (Periophthalmus Koelreuterii) den Sammler herbei.

Die Küſtenlandſchaften der Inſel zeigen ſich reich an den zum Teil ſonderbar geformten, gewöhnlichen Schaltieren des Indiſchen Ozeans. Auf dem Lande kommen einige intereſſante Arten von Schnecken vor. Die 80 mm im Durchmeſſer des ſehr ſchön gezeichneten Gehäuſes haltende Helix cornu-giganteum von Kongo, die ein gelbes, prächtig purpurbraun gebändertes Gehäuſe bauende, 20 mm lange Farafanga (Helix eurycratera), die hübſche Helix Cowanii und die 40 mm große

Helix betsileonensis von Betſileo erſcheinen neben hervorragenden Arten der verwandten Gattungen Clausilia, Bulimus, neben Thürſchnecken (Cyclostoma), großen Fauſtſchnecken (Ampullaria madagascariensis), den im Sumpf ſteckenden Spitzhornſchnecken (Limnaeus Hovarum, electa) u. ſ. w.

Die Inſektenwelt der Inſel läßt uns einige ſchöne Schmetterlinge erkennen, ſo den tiefblauen Radama-Falter von Mahadilu, einen farbenprächtigen Spanner (Urania riphaea), ſowie den 160 mm Flügelbreite meſſenden Spinner (Actias Cometes) mit großen bunten Augenflecken, die hübſchen Salamis Duprei, S. Augustinae u. ſ. w. Auch von dieſen Formen ſind einzelne amerikaniſch.

Nach Vinſon ſpinnen ſich die Raupen vieler madagaſſiſcher Schmetterlinge, namentlich der Provinz Imerne in ſehr feſte und dabei feinfaſrige Kokons ein, ſo z. B. Bombyx Radamae und B. Diego. Wirklicher Seidenſpinner iſt aber der auf der Strauchbohne (Cajanus flavus) lebende Ambariwatry (Borocera cajani), welcher den Howas eine feſte, ſchwere, graue Rohſeide liefert. Man ſagt dieſelbe vermöge dem Jahrhunderte alten Grabesmoder der mit ihr umhüllten Leichen zu trotzen. Dies Produkt findet vielleicht einmal ſeine Zukunft.

Die Käferfauna iſt ſehr formenreich. Sie liefert neben vielen kosmopolitiſchen, auch echtafrikaniſchen Gattungen wieder einige ſonſt nur noch in Amerika vertretene Bildungen. Eine Gattung Laufkäfer (Homalosoma), eine andere Gattung Holzböcke (Leptocera) u. ſ. w. ſind ganz oder wenigſtens zum Teil auſtraliſch. Einige Käferarten ſind auch über die indiſchen Inſeln verteilt. Von Roſenkäfern oder Cetonien wurden 20 eigentümliche Gattungen beobachtet. Die Prachtkäfer ſind durch eine beſonders große Gattung (Polybothris) vertreten. Zahlreich ſind die Rüſſel-, Schild- und die leuchtenden Schnellkäfer. Beträchtlich iſt ferner die Zahl der Gradflügler, namentlich der Heuſchrecken. Eine große und ſchön gefärbte Form derſelben ſtinkt nach Sibree bei der Berührung ſo heftig, daß ein ein-

geborenes Sprichwort von ihr, der Walalan amboa oder Hundsheuſchrecke, ſagt: „ſelbſt ihr Beſitzer mag ſie nicht.“ Andere Arten werden wie in Südafrika von den Madagaſſen gerupft und gegeſſen. Unter den vielen und zum Teil recht abenteuerlich gebildeten Blattheuſchrecken ähnelt eine Art (Phylloptera segonoides) einer neuweltlichen Form (Segona). Die Zikaden machen auch in dieſem Lande ihren ohrenzerreißenden Lärm.

Von fliegenartigen (zweiflügligen) Inſekten zählt Vinſon viele Arten der Mücken (Mosquitos), Schnaken, Bremſen, Trauerfliegen, Schwebfliegen, Daſſelfliegen, Raubfliegen und der echten Musciden auf. Sibree ſchildert die Mosquitoplage mancher Gegenden mit grellen Farben und erwähnt zugleich einer empfindlich peinigenden, kleinen Stechfliege, vielleicht eine Stomoxys-Art.

An Spinnen iſt ebenfalls kein Mangel. Manche derſelben verfertigen rieſige feſte Netze, deren Zerreißung eine gewiſſe Gewalt erfordert. Eine von Vinſon abgebildete und beſchriebene dickleibige, den elbaniſchen und korſikaniſchen Malmignatten ähnliche Spinne (Latrodectus Menavodi), wird ihres giftigen Biſſes wegen gefürchtet, welchen man, wie auch die Wirkung des Biſſes einer anderen Spinnenform, der Foka (Thomisus foka), ſogar für tödlich erachtet. Dergleichen Angaben lauten jedoch übertrieben. Auch Hildebrandt glaubt nicht an die große Gefährlichkeit dieſer Tiere. Er fand, daß in verſchiedenen Gegenden auch andere Spinnenarten als tötend verſchrieen ſind und daß dort gefürchtete hier als harmloſe gelten. Die hieſige Fauna enthält übrigens kleinere Skorpionarten und zahlreiche Tauſendfüße, darunter gegen 150 mm lange, recht biſſige Skolopendren. Ein Geſchöpf von wahrhaft abenteuerlichem Ausſehen iſt der bis 90 mm lange und 30 mm breite, unſchädliche Tauſendfuß (Sphaerotherium Actaeon), welcher ſich bei nahender Gefahr wie eine Kugel zuſammenballt und an gewiſſe foſſile Trilobiten (z. B. Phacops) erinnert.

Das Erwachen der beſſeren Jahreszeit und das alsdann wahrnehmbare Verhalten der madagaſſiſchen Tiere iſt durch

Hildebrandt mit großer Wärme der Empfindung an einer unſerer Leſewelt nicht leicht zugänglichen Stelle geſchildert worden. Einige Züge daraus haben wir ſchon weiter oben bei unſerer Darſtellung der dortigen Pflanzenwelt benutzt. Wir laſſen hier noch etliche andere folgen. „Wenige Tiere beleben die Savanne im erſten Frühlinge, denn die Finken und viele Inſekten die der Grasfrucht nachgehen (erſtere füttern ihre Jungen mit Gewürm) ſind noch nicht da. Aber die hieſige Lerche (Alauda hova) ſteigt, wie die unſrige, trillernd und ſchnarrend in die Lüfte. Sie hat ihre drei erdbraun gefleckten Eier in lockerem, unſcheinbarem Neſte am Boden gelegt. Eine äußerſt zierliche Bachſtelze, Motacilla flaviventris, huſcht über den Boden. Auf den Viehtriften findet der Sammler prachtvolle metallglänzende Dungkäfer (Anthophagen, wenige Aphodien- und Hiſter-, aber mehrere Staphylinenarten). Ihre Larven ſucht Hartlaubia madagascariensis, graubraun mit ſchönen ſtahlblauen Schwingen, auf. Ihr Neſt findet ſich im nahen Buſche. Die Eier ſind hellblau mit feinen braunen Tüpfelchen. Während die Lerche in einſamen Paaren lebt, geht Hartlaubia in Scharen zu 20 und mehr lärmend ihren Geſchäften nach. Dagegen iſt der häufige Ruf von Turnix nigrocollis, genau wie der Wachtelſchlag, angenehm heimelnd.

Die hieſige Heide iſt, wie ja überall, nicht reich an eigenartigen Tierformen. Von Vögeln, die ſich zeitweilig hier aufhalten, wären etwa Turnix nigricollis, der Brachvogel und Pratincola sybilla zu nennen. Letzterer brütet jetzt. An trüben Tagen ſteigen langſam und bedächtig abenteuerlich geſtaltete Chamäleone (Verfaſſer ſammelte deren ſieben Arten) an den Büſchen empor. Stundenlang ſitzen ſie dann unbeweglich da. Nur das unaufhörliche Rollen und Drehen der Augen zeigt Leben und ihre Freßgier an. Wehe dem Inſekt, das ſich auf Spannenlänge in den Bereich der klebrigen Geſchoßzunge niederläßt. Die jungen Sproſſen der Geſträuche ſind belebt von Inſekten, namentlich hartſchaligen Rüſſelkäfern, welche durch ſonderbare Geſtalt und

durch Haarbüſchel auf dem Körper und an den Gliedern oft aufs Täuſchendſte fruktifizierende Flechten, die auf den gleichen Heidegewächſen ſprießen, nachahmen. Aber auch blanke und ſammetne Cetonien, ſowie mehrere Arten Maikäfer zernagen im analogen Monat November, ganz wie bei uns, das junge Laub. Die reichhaltige Sippe der Bienen, Hummeln und Weſpen umſchwirren jede Blüte.

Der Buſch iſt jetzt im Frühling voller Sang und Klang und Lebensluſt. Alles prangt im Hochzeitskleide. Hier flattert und ſummt und ſchleicht und kriecht es. Die Vögel der Savanne und Heide, die Inſekten des Urwaldes, die im Raupen- und Larvenzuſtande dort ihre Kinderzeit durchfraßen, und andere je nach ihrer Art, in die Blüten und heranwachſenden Früchte anderer Gewächſe ihre Eier ablegen — alles verlebt die Flitterwochen und die Freuden und Leiden des Brutgeſchäftes. Der Kuckuck (Cuculus Rochii) macht es ſich auch hierzulande am bequemſten. Er legt ſeine unverhältnismäßig kleinen Eier einzeln in die Neſter kleiner und kleinſter Vögel, z. B. in die von Pratincola sybilla, Cisticola madagascariensis, von Nektarinien u. ſ. w.; zu größeren Eiern, wie die von Hypsipetes ourovang, bringt er es nicht. Dieſer Schmarotzer iſt ein arger Schreier. Ehe noch die Sonne aufgegangen und bis ſpät in die Nacht hinein hört man ſeine Stimme. Sie klingt mir, als hätte ſich unſer heimiſcher Vogel, dem der hieſige zum Verwechſeln ähnlich ſieht, einen argen Stockſchnupfen geholt. Die Stimmen anderer Vögel des Gebietes, abgeſehen von den Krähen, [auch der Schildrabe (Corvus scapulatus) brütet jetzt] und von anderem Geſchmeiße, klingen angenehmer. Selbſt im Lärmen der Dicrourus forficatus und einer ähnlich ſich geberdenden *Tylas*-Art iſt Muſik. Klein aber niedlich iſt die Sangweiſe der Nektarinien, der Zosterops, Eroessa tenella, der Cisticola und anderer Vögelchen, welche im lichten Haine blühender Bäume ihr Spiel treiben.

Das Urwaldinnere iſt an Tieren nicht reich, wenigſtens

iſt die Beobachtung derſelben wegen der Dichtigkeit und Höhe der Laubmaſſen ſehr erſchwert. Am Bemerkenswerteſten machen ſich die Halbaffen. Meiſt bleiben ihre Familien zuſammen. Je nach Alter und Geſchlecht knurren, kläffen oder heulen ſie bei ihren Spielen und Zwiſtigkeiten oder um ihren Frühlingsgefühlen Ausdruck zu geben. Außer einigen Igelarten (Centetes, S. 23) gewahrt man keine anderen Säugetiere.

An Vögeln beherbergt die Tiefe des Urwaldes die ſchöne Coua coerulea, deren gellender Lockton an den Schall einer überblaſenen blechernen Kindertrompete erinnert. Von ähnlicher düſterer Färbung iſt der Papagei (Coracopsis nigra) und eine einſame Waldtaube (Oenas madagascariensis). Häufiger als ihren melancholiſchen Ruf hört man das Gurren der Lachtaube (Turtur picturatus). Auch mehrere jener abenteuerlichen Vogelgeſtalten, die Madagaskar eigentümlich ſind, bringt der Urwald hervor. Wem das Glück günſtig iſt, der mag, geleitet durch das Quaken des Waldibis (Ibis cristata), einen guten Schuß thun. Leptosoma discolor (S. 28) hält ſich, wie die vorerwähnten Vögel, hauptſächlich in den Baumgipfeln auf. Im dichten Unterholz führt Brachypteracias leptosomus ein halbnächtliches Leben. Ihm verwandt iſt der ſeltene Atelornis Crossleyi. Die Betrachtung der Zunge dieſer beiden Vögel läßt auf eine eigentümliche Lebensweiſe ſchließen. Sie iſt nämlich gegen die hornige Spitze zu verflacht und tief, unregelmäßig geſchlitzt. Ein anderer merkwürdiger Urwaldvogel iſt Philepitta jala (S. 27). Haut- und Fleiſchanhängſel und farbige, nackte oder befiederte Augenringe wie an dieſem Tiere finden ſich auch bei mehreren anderen Vögeln des madagaſſiſchen Waldes, ſo z. B. bei Leptopterus viridis, wo ein fleiſchiger Augenring blaugrau erſcheint. Ebenſo iſt er beim Fliegenſchnäpper (Muscipeta mutata (S. 28); Ibis cristata und Oenas madagascariensis haben eine korallenrote nackte Hautſtelle ums Auge. Am auffallendſten aber iſt die nackte Haut um die Augen von Neodrepanis coruscans gefärbt: auf ein mittleres bronzegrünes

Feld folgt ein prachtvoll ultramarinblauer Augenreif, der in fleiſchige ſtumpfe Läppchen endet. Er bildet an der Schnabelbaſis bei den Naslöchern eine Art Wachshaut von gleicher Färbung, während der Grundteil des Schnabels ſelbſt wieder bronzegrün ſchillert. Das Gefieder des kleinſten der hieſigen Vögel iſt oberſeits prachtvoll metalliſchblau, unterſeits leuchtend gelb. Er belebt aufs anmutigſte blühende Gebüſche in Urwaldlichtungen. Aber die ſpezielleren Bedingungen ſeines Auftretens ſcheinen ſelten zu ſein, denn es gelang dem Schreiber dieſes trotz vieler Bemühungen nur weniger Exemplare habhaft zu werden. Sein Stimmchen iſt ein kaum hörbares ſanftes Pfeifen. Jetzt iſt auch die Zeit, in welcher die Webervögel brüten. Sie lieben es, ihre kunſtvollen Neſter an ſchwankenden Zweigen über Waſſer anzubringen. Sehr gemütlich muß es ſich in denen von Fondia madagascariensis wohnen. Die ſonderbarſte Form zeigt das Neſt von Hyphantornis pensilis. Es gleicht einer weithalſigen umgekehrten Retorte und iſt aus feingeſchlitzten Palmblättern (nicht aus Lianen) wenig dicht geflochten. Auch von anderen Tierklaſſen finden ſich im hieſigen Urwalde bemerkenswerte Vertreter. So eine der intereſſanteſten Eidechſen (Uroplatus fimbriatus). Sie hat ihren Aufenthalt auf Baumſtämmen, mit deren Rinde der runzlige grau- und braunfleckige Rücken harmoniert. Ja, die Anpaſſung an die Farben ihres Wohnſitzes geht ſo weit, daß einzelne Leiſten ihres Kopfes und Körpers grünfleckig ſind, genau ſo, als wären ſie bemooſt. Die Muskeln des platten Schwanzes und der geflügelten Zehen machen es zu meterweiten Sprüngen geſchickt, indem es Inſekten haſcht oder vor dem Feinde flieht. Sie führt ein ausgeſprochenes Schattenleben. Weniger häßlich iſt eine bunte Reihe von Laubfröſchen: grün mit goldgelben Streifen, ſchwarz mit hellbraunen Perlflecken, graubraun mit grünen Bandzeichnungen, welche auffallend dem Thallus gewiſſer Flechten ähneln, mennigrote und mehrere andere, zum Teil wohl unbeſchriebene Arten. An Tümpeln hauſen fauſtdicke Fröſche, die an gewiſſe amerikaniſche Arten erinnern.

Die Gliedertiere des Urwaldinnern machen ſich wenig bemerkbar. Man muß ſchon die Rinde modernder Baumſtämme losbrechen, um darunter eine Anzahl meiſt flachkörpriger Käferarten (z. B. Carabicinen, Staphylinen, kleine Cerambicinen, Passalus, Melaſomen u. dgl.) im Verein mit Ohrwürmern, Wanzen, Tauſendfüßen, Bücherſkorpionen u. ſ. w. anzutreffen. In abſterbenden Pilzen finden ſich auch hier die allerorts vertretenen Gattungen. In Waldblößen aber und da wo Bäume gefällt wurden, begegnet man vielen Arten flüchtiger Prachtkäfer von wunderbarem Metallglanze, auch Rüſſelkäfern und größeren Moſchusböcken, dann Faltern, Hautflüglern, Zweiflüglern, ſowie einer ungezählten Schar kleiner und kleinſter Inſekten aller Ordnungen. Hier finden ſich die barocken Stabheuſchrecken und wandelnden Blätter. Übrigens ſind nur wenige Gradflügler und Halbflügler im Frühling vollſtändig entwickelt, ſie gehören mehr dem Sommer an. Die madagaſſiſche Wanderheuſchrecke richtet gleiche Verwüſtungen an wie die in anderen Ländern vorkommenden Arten. An Spinnen iſt der Urwald zur jetzigen Zeit außerordentlich reich. Von den großen braunen Taranteln, die auf Stämmen hauſen, und den platten ſcharfzangigen, die unter Rinden kriechend auf Raub ausgehen, durch die grellbunten hartſchaligen, ſtachlichen und weichbäuchigen Webeſpinnen bis hinunter zu den zarteſten, faſt mikroſkopiſchen Arten entfaltet ſich große Formenverſchiedenheit u. ſ. w.*)

Wie ſoll man ſich nun die große Verſchiedenartigkeit der madagaſſiſchen Tierformen erklären? Der engliſche Zoologe Sclater hat Madagaskar und die ihm benachbarten Inſeln als Reſte eines verſunkenen Feſtlandes Lemuria aufgefaßt. Wallace hat dieſe Idee weiter ausgeführt. Letzterer bemüht ſich, die außerordentliche Fauna Madagaskars aufzudecken: ihre in die Augen ſpringende hauptſächliche Herleitung von Afrika, während

*) Kurz nach Abfaſſung dieſer ſo intereſſanten Schilderung iſt deren Verfaſſer (im Mai 1881) zu Antananariwo klimatiſchen Leiden erlegen.

ſie andererſeits alle größeren und höheren afrikaniſchen Formen vermiſſen läßt. Wallace ſucht ihre Ähnlichkeiten mit den Malayenländern und mit Südamerika, ferner ihre merkwürdige Geſellſchaft von ganz und gar eigentümlichen Typen aufzuhellen. Es handelt ſich auch nach Wallace um die frühere Exiſtenz eines mutmaßlich verſunkenen Kontinentes, der ſich von Madagaskar bis nach Ceylon und nach Sumatra ausgedehnt haben ſoll, und auf welchem der Typus der Halbaffen oder Lemuriden (S. 19) — daher die Bezeichnung Lemuria — beſonders entwickelt geweſen iſt. „Es iſt dies," ſagt Wallace wörtlich, „zweifellos eine gerechtfertigte Vermutung, die auch viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat und es iſt ein Beiſpiel für die Art und Weiſe, in welcher das Studium der geographiſchen Verbreitung der Tiere uns in den Stand ſetzen kann, die Geographie eines vergangenen Zeitalters zu rekonſtruieren. Jedoch müſſen wir nicht, wie Blyth vorſchlug, dieſes hypothetiſche Land zu einer unſerer thatſächlichen zoologiſchen Regionen machen. Es ſtellt wahrſcheinlich eine primäre zoologiſche Region zu irgend einer vergangenen geologiſchen Epoche dar; aber was jene Epoche war und welches die Grenzen der fraglichen Region geweſen ſind, das ſind wir durchaus nicht im ſtande zu ſagen. Wenn wir vermuten, daß es das ganze Areal, welches jetzt von lemuroiden Tieren bewohnt wird, in ſich ſchloß, ſo müſſen wir es ſich von Weſtafrika bis nach Birma, Südchina und Celebes ausdehnen laſſen; ein Areal, welches es möglicherweiſe nicht eingenommen hat, aber welches nicht in eine moderne zoologiſche Region umgebildet werden kann, ohne viel wichtigere Beziehungen zu verletzen. Wenn wir auf der anderen Seite alle jene Areale ausſchließen, welche zweifellos anderen Regionen angehören, ſo reduzieren wir Lemuria auf Madagaskar und die umliegenden Inſeln, welche als eine primäre zoologiſche Region abzuhandeln nicht ratſam erſcheint."

Die Theorie von Lemurien wurde von verſchiedenen Forſchern eifrig aufgenommen und vertreten. Häckel betrachtet den

vermeintlichen Kontinent als die wahrscheinliche Wiege des Menschengeschlechtes, das sich vermutlich zunächst aus anthropoiden oder menschenähnlichen Affen hervorgebildet hat. Von hier aus ließe sich am leichtesten die geographische Verbreitung der divergierenden Menschenarten durch Wanderung erklären. Auch Peschel ist für die Annahme Lemuriens eingetreten. Madagaskar und Ceylon sind hiernach unter sich durch die Vermittelung der Seychellen verbunden gewesen. Die niedrig stehenden Bevölkerungen Australiens, Indiens sowie die Papuas Hinterindiens, sowie endlich auch die Neger konnten trockenen Fußes in ihre heutigen Wohnstätten einziehen. Man sollte sich nach Peschel wohl vorstellen können, daß das erste Auftreten der Menschen auf einem jetzt versunkenen Kontinent stattgefunden habe, daß sich durch das allmähliche Untertauchen Lemuriens die Austreibung aus dem Paradiese unerbittlich habe vollziehen müssen.

Man hat nun aber mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Haupttiere des vermeintlichen Landes Lemurien, die Halbaffen, keineswegs auf die madagassische Region allein beschränkt sind, daß sich vielmehr auch mehrere Formen derselben im afrikanischen Festlande finden und daß fossile Reste dieser merkwürdigen Tiere in Frankreich, ja selbst in Amerika aufgedeckt wurden. Als Glieder der Ahnenreihe des Menschengeschlechtes aber haben die Lemuren schon seit einiger Zeit ihren Kredit völlig eingebüßt. Wallace ist jetzt selbst zu der Überzeugung gelangt, daß die Annahme eines Lemurien zur Erklärung der merkwürdigen Formenerscheinungen auf Madagaskar sich als unnötige und unzureichende Hypothese herausstellt.

Wenn wir nun zugestehen mögen, daß die Existenz eines spezifischen Lemuriens im Sinne der Sclater und Anderer heute nicht mehr vertreten werden könne, so bleibt dennoch für uns die Idee von einem früher stattgehabten Zusammenhange Madagaskars mit seinen heutigen Nachbarinseln, z. B. mit den Seychellen und Komoren, ferner mit Teilen Asiens und Afrikas

und, ſelbſt unter Vermittelung des letzteren, mit Amerika, vor der Hand ein Bedürfnis für die ſpekulative Seite unſerer Wiſſenſchaft. Die Annahme eines ſolchen, während verſchiedener geologiſcher Epochen ſtattgehabten Zuſammenhanges ſetzt uns allein in den Stand, nach dem heutigen Standpunkt unſeres Wiſſens eine ſelbſt nur ungefähre Erklärung für die Mannigfaltigkeit und für die geographiſche Zerſtreuung der madagaſſiſchen Tiertypen zu ſuchen. Wollten wir anders, ſo müßten wir der ganzen Entwickelungslehre abſchwören und dazu werden ſich jetzt nur noch wenige Naturforſcher verſtehen. Die Annahme, daß ſich auf Madagaskar gewiſſe auch anderswo vorkommende Pflanzengebilde etwa ausſchließlich durch Anſpülung von Sämereien oder durch menſchlichen Import verbreitet haben könnten, bleibt ebenſo unzulänglich als die Idee, die der afrikaniſchen Fauna nahe verwandten madagaſſiſchen Tiere würden nur zufällig dorthin verſchlagen ſein. Hier kann höchſtens ein direkter Zuſammenhang, hier *kann* nur eine direkte Einwanderung von dem einen Gebiete in das andere ſtattgefunden haben. Auch Wallace iſt ſeinerzeit hierfür eingeſtanden, indem er ausführte: Madagaskar ſcheint längere Zeit mit Afrika vereinigt geblieben zu ſein, bis einige der kleineren und lebhafteren Fleiſchfreſſer die Inſel erreicht hatten. Wir finden demgemäß dort keine terreſtriſchen Vogelformen, außer dem gigantiſchen und machtvollen Aepyornis, der ſehr gut befähigt geweſen ſein muß, ſich gegen ſolche Feinde zu verteidigen. Das ſüdamerikaniſche Element in Madagaskar läßt ſich nicht auf irgend eine ſpezielle Verbindung zwiſchen den beiden Ländern, ſondern nur auf die Erhaltung einer Anzahl von Formen beziehen, von denen einige wohl aus Amerika durch Afrika hingelangten, andere dagegen einſtmals faſt kosmopolitiſch verbreitet waren, aber infolge ernſteren Wettbewerbes auf dem afrikaniſchen Kontinent ausſtarben, während ſie unter modifizierten Formen in den beiden anderen Ländern fortfuhren zu exiſtieren.

Die *Menſchenwelt* Madagaskars bildet unſtreitig den am wenigſten ſicher gekannten und am ſchwierigſten zu beſchreiben-

den Teil unſerer Arbeit. Noch ſind die Eingeborenen dieſer Inſel zu wenig den genaueren wiſſenſchaftlich-anthropologiſchen Unterſuchungen anheimgefallen. Wir können vor allem das Woher dieſer höchſt eigentümlichen Eingeborenenfamilie noch nicht recht definieren. Statt wohlgeprüfter Thatſachen traten uns hier nur Hypotheſen auf Hypotheſen entgegen.

Von vornherein läßt ſich behaupten, daß ein nicht geringer Teil der hieſigen Inſulaner eine nahe Verwandtſchaft mit den oſtafrikaniſchen Stämmen beſitzt. Dieſer Umſtand iſt namentlich von Stanilaus Wake auf energiſche und ſcharfſinnige Weiſe dargelegt worden. Man hat nun von verſchiedener Seite her gegen jede Annahme einer afrikaniſchen Abſtammung der Madagaſſen, Malgaſchen oder Malagaſſy geeifert, indem man anführte, daß die kaffriſchen Bewohner der gegenüberliegenden Küſte nichts von der Schiffahrt verſtänden, daß die Somal und Gala die Haushühner und Fiſche als Nahrung verſchmäheten, daß die Fiſche auch von den Kaffern verachtet würden, daß dies Alles einen Gegenſatz zu den Madagaſſen bilde. Indeſſen iſt bei letzteren wohl weniger an eine Verwandtſchaft mit den Kaffern als mit den nördlicher wohnenden Stämmen der alten Ajan- und Zanzibar-Küſten zu denken, welche man früher mit dem nicht ganz übelgewählten Namen der Zengvölker (von Zengiberr, Zanguebar d. h. Zanzibar) zu belegen pflegte. Dies ſind aber mit dem Waſſer wohlvertraute Leute. So gut nun arme Somal und arme Gala für ihre wohlhabenderen Nachborn Fiſche fangen, die ſie ſelbſt nicht anrühren, ſo werden die ihnen verwandten Stämme auf Madagaskar nicht nur das Fiſchefangen, ſondern auch das Fiſcheeſſen gelernt haben. So gut aber dicht neben den Somal Hühner gezogen und gegeſſen werden, ſo konnte ſich dieſer Gebrauch wohl bei entfernten Verwandten der Somal einführen. Sibree führt gegen Wake noch andere Eigentümlichkeiten der Madagaſſen auf, welche gegen die Verwandtſchaft derſelben mit Afrikanern ſprechen ſollen. So z. B. verweiſt erſterer Verfaſſer auf die Nichtverwendung von Tier-

fellen, dieſes in Südafrika überall gebräuchlichen Materials, in der Kleidung der Inſulaner; auf die Verwendung dagegen von Stoffen aus gewebten und weichgeklopften Pflanzenfaſern, die jene mit den Polyneſiern ſo nahe verwandt erſcheinen läßt; auf den Gebrauch des auch bei den Malaien vorgefundenen Federblaſebalges, auf die alte Kenntnis der Madagaſſen vom Eiſenſchmelzen, auf die Sitte der Blutsbrüderſchaft u. ſ. w. u. ſ. w. Alle dieſe Gründe ſind keineswegs ſtichhaltig. Denn tief in Innerafrika kleiden ſich die Monbuttu oder Mangbattu und die Umwohner des Ukerewa-Sees in Feigenbaumrinde, welche ſie, ganz wie die Polyneſier ihre Tapa, vorher mit Klöpfeln weichſchlagen. Andere oſt-, inner- und weſtafrikaniſche Stämme flechten grobe und feine Baumwollenſtoffe ſowie wunderſchöne Stoffe aus Palmen-, Pandanus- und ſelbſt Ananasfaſern. Die Blaſebälge der afrikaniſchen Schmiede gleichen öfters täuſchend den madagaſſiſchen und malayiſchen. Vogelfittiche werden von Ägypten bis zum Äquator zum Anfachen des Feuers benutzt. Die Eiſenſchmelzerei iſt in dem an vielerlei Eiſenerzen, namentlich auch an Magneteiſenſtein, ſo reichen Afrika jedenfalls von hohem Alter und hat niemand bis jetzt den Import dieſer Induſtrie von fremdher nachzuweiſen vermocht. Die Sitte der Blutsverbrüderung iſt im Innern Afrikas ebenſo weit verbreitet wie in Madagaskar u. ſ. w.

Hiervon abgeſehen ließe ſich aber nicht leugnen und gegen Zweifler wie Crawfurd, teilweiſe auch gegen Wake u. a. aufrechterhalten, daß Madagaskar einen anderen kaum geringeren Teil ſeiner Bewohner nicht von Afrika her bezogen habe. Es hat hier jedenfalls eine malayiſche Einwanderung ſtattgefunden, deren Elemente ſich teils in größerer Reinheit erhalten, teils mit Afrikanern vermiſcht haben. Verſchiedene Forſcher ſind bei der Abſchätzung dieſer Einwanderung auf die ſüdindiſche, malayiſche Inſelwelt, andere ſind wieder auf Polyneſien als die Urheimat der Einwanderer verfallen. Polyneſien hat aber die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich. Dies läßt ſich aus rein

phyſiſch-anthropologiſchen, linguiſtiſchen und rein ethnographiſchen Gründen nachweiſen. Ein neuer Beobachter, O. Finſch, hält die hellfarbenen Polyneſier der Südſee, die er auch kollektiv als Ozeanier bezeichnen möchte, für identiſch mit den Bewohnern Madagaskars. Er hat an den Mitgliedern der Howa-Geſandtſchaft, mit denen er von Aden nach Neapel gereiſt iſt, Vergleichungen und Studien anſtellen können. In mehreren Mitgliedern dieſer Geſandtſchaft glaubte Finſch alte Bewohner aus der Südſee wiederzuerkennen; ſo z. B. hatte der Geſandte ſelbſt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem ſogenannten König Kabua von Jaluit. Nach Vergleichung dieſer Howa unterliegt es für unſeren Reiſenden keinem Zweifel, daß dieſelben anthropologiſch jedenfalls den Südſeevölkern viel näher ſtehen als den Malayen. Die keineswegs zahlreichen Howa, welche der Verfaſſer dieſes Buches in Ägypten, auf Malta, in Frankreich und Berlin perſönlich zu beobachten Gelegenheit gehabt, erinnerten ihn allerdings vielfach an die Porträtdarſtellungen von Sandwichsinſulanern, Tonganern, Samoanern u. ſ. w. Es läßt ſich auch nicht leugnen, daß die madagaſſiſche Sprache, namentlich das Howa, eine große Ähnlichkeit mit malayiſch-polyneſiſchen Idiomen verrät, daß in jener dagegen das afrikaniſche Element, wenn es auch nicht gänzlich fehlt, mehr und mehr zurücktritt. Ferner ſtimmen manche Sitten und Gebräuche der madagaſſiſchen Inſulaner mit polyneſiſchen überein. Später noch mehr davon. Außer den letzteren haben aber jedenfalls auch viele arabiſche und ſelbſt von der vorderindiſchen Halbinſel ſtammende Elemente an der Bildung der madagaſſiſchen Bevölkerung teilgenommen. Ja ſogar Europäer ſind von dieſer Beteiligung nicht ausgeſchloſſen. Es giebt auf der Inſel Familien und Gemeinden, in denen namentlich das arabiſche Element vorherrſcht. Wie in Oſt- und ſelbſt in einem Teile Innerafrikas, ſetzen arabiſche Eindringlinge die Häuptlingsfamilien von Gemeinſchaften zuſammen, welche ſonſt nur wenig oder gar nichts mit der arabiſchen Halbinſel und deren Ureingeborenen zu thun gehabt. Auch das oſt-

indiſche Element macht ſich hier und da ſelbſt ſeiner Zahl nach entſchieden bemerkbar. Bei dieſer ſehr verſchiedenartigen Zuſammenſetzung des madagaſſiſchen Volkes werden wir, wollen wir eine wenn auch nur kurze Schilderung desſelben unternehmen, ſehr wohl thun, die Hauptſtämme der Inſel nach ihren hervorragendſten Eigentümlichkeiten einzeln hervorzuheben. Unter allen dieſen Stämmen hat aber keiner die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich gelenkt, als derjenige der Howa (Hova).

Indem wir dieſe genauer ins Auge faſſen, unternehmen wir auch zugleich eine Darſtellung der allgemeinen ethniſchen Verhältniſſe unſeres Gebietes. Audebert, welcher ſich dies merkwürdige Howa-Volk zum hauptſächlichen Gegenſtande ſeiner Studien auserſehen hat, hält dasſelbe für ein Miſchvolk von Malayen und eingeboren-afrikaniſchen Elementen. (Briefliche Mitteilung.) Als in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die erſten ſicheren Nachrichten über die Inſel laut wurden, geſchah in ihnen bereits mancher eingeborner Stämme Erwähnung, welche noch heute faſt dieſelben Wohnſitze wie damals innehaben. Dagegen fehlte zu jener Zeit jede Kunde von den Howas. Dies Volk war ſelbſt zu Anfang unſeres Jahrhunderts faſt nur auf die Provinz Imerina, Imerne oder Emirne (das e in der Mitte und am Ende kaum hörbar), welche ſich etwa 129 Kilometer von Nord nach Süd und etwa 695 Kilometer von Oſt nach Weſt erſtreckt. Urſprünglich waren die Howa den Sakalawa tributpflichtig geweſen, hatten aber unter ihrem energiſchen Häuptlinge Andrianimpoine eine größere politiſche Bedeutung gewonnen. Der Sohn des letzteren, Radama I., welcher von 1810—1820 regierte, ergab ſich der von Mr. Farquhar, Gouverneur der Inſel Mauritius, eingeleiteten, engliſchen Beeinfluſſung. Er ſchloß Verträge mit dieſer Macht ab, ließ ſeine Soldaten durch engliſche Unteroffiziere drillen, bewaffnete jene mit Musketen und Säbeln, legte ſelbſt eine rote engliſche Generalsuniform an, bauete ein Palais mitten in ſeiner Hauptſtadt, ſtattete dies mit

europäiſchem Luxus aus, nahm hochkirchliche Miſſionäre ins Land, errichtete chriſtliche Schulen und techniſche Anſtalten, unterſagte den Sklavenhandel und ließ madagaſſiſche Schriften mit engliſchen Lettern drucken. Kühn und ungeſtüm, ehrgeizig und betriebſam, eroberte Radama nacheinander einen guten Teil der Inſel und machte ſeine Howa zur gebietenden Raſſe. Gegen einen Teil ſeiner Feinde verfuhr er recht verräteriſch, er lud z. B. viele ihrer tapferſten Häuptlinge zu Banketten ein und ließ ſie dabei gemächlich abſchlachten. Dieſer hochbegabte Mann, welcher den Titel eines Königs von Madagaskar uſurpierte, ſtarb an den Folgen des Trunkes und anderer Völlerei, Laſtern, denen er ſich nur zu geneigt bewieſen hatte.

Eine der von Radama hinterlaſſenen Frauen, Ranawalona I., trat hierauf die Regierung der Howa an. Fünfundzwanzig Jahre lang tyranniſierte dieſes zwar wilde, aber thatkräftige Mannweib ihr Land, verjagte die Miſſionäre, ſchaffte das Chriſtentum wieder ab, ſtellte den alten Götzendienſt, die Wahrſagerei und die Ordalien wieder her, und legte den Handel lahm. Sie bezeichnete ihre lange Bahn mit Blut und mit Scheiterhaufen ſonder Zahl. Ihr Sohn Radama II. Rakoto gelangte 1861 auf den Howathron. Der neue Fürſt huldigte dem europäiſchen Fortſchritt. Am 26. September jenes Jahres berief derſelbe ein großes Kabari oder eine Ratsverſammlung nach dem Fort Tamatawe, und gab ſeine Abſicht kund, alle Weißen als Angehörige ſeiner Familie betrachten und unter ſeinen beſonderen Schutz ſtellen zu wollen. Jene ſollten ſich niederlaſſen, wo es ihnen beliebe und überall Handel und Gewerbe treiben dürfen. Die ſonſtigen Erlaſſe des neuen Herrſchers ſtrömten über von Äußerungen der Liebe und Vorſorge für ſeine Unterthanen. Radama II. brach vollſtändig mit dem altkonſervativen Heidenkram, gründete von neuem Schulen und ließ den Miſſionären freies Spiel. Ja der hochſinnige Fürſt bekam, von irgend einem europäiſchen Hochſtapler dazu aufgeſtachelt, ſogar Luſt, in ſeinem noch dreiviertel barbariſchen Lande eine Akademie der Wiſſen-

ſchaft zu errichten. Er dekretierte: „Dieſe Akademie ſoll einen Bazar des Geiſtes und der Aufklärung bilden, eine zentrale Werkſtätte für Wiſſenſchaften und Künſte, zu welcher man aus allen Teilen des Reiches herbeieilt, um ſich in allen Zweigen menſchlichen Wiſſens auszubilden und zu vervollkommnen.“ Radama II. erteilte eine Amneſtie, beſchränkte die Gottesurteile durch Tangin-Genuß, beſchränkte ferner die Frohnarbeit und bahnte mancherlei ſonſtige nützliche Reformen an. Indeſſen blieb dieſer an guten Entſchlüſſen ſo reiche Fürſt nicht lange im Beſitze ſeiner Macht. „Der Auserkorene der Vorſehung, der prädeſtinierte Befreier und Apoſtel ſeines Volkes“, wie der Abbé Jouen den König betitelte, erlag ſchon im Jahre 1863 einer Verſchwörung des auf den ſteigenden europäiſchen Einfluß eiferſüchtigen Howa-Adels.

Dieſem Herrſcher folgte ſeine Witwe Raſoherina, welche ſich übrigens den Weißen und dem Chriſtentum geneigt erwies (Fig. 15). Nach ihrem 1868 eingetretenen Tode gelangte Ranowalona II., alsdann Ranowalona III., zur Herrſchaft. Nachdem ſie die Taufe empfangen, hat ſie laut Beſchluß vom 8. September 1869 die Götzenbilder niederreißen und verbrennen laſſen. Die Würdenträger der Howa folgten dem Beiſpiele der Herrſcherin. Das Miſſionsweſen blühte auf allen Wegen und die Miſſionsgroſchen floſſen von allen Seiten in die Schatullen der dazu beſtellten Offizialen. Ellis heimſte allein etwa 140 000 zu Miſſionszwecken beſtimmte Mark ein. Kirchen und Schulen wuchſen gleichſam aus der Erde. Katholiſche und proteſtantiſche Miſſionäre arbeiteten um die Wette daran, die Madagaſſen chriſtlich zu machen. Ranawalona ehelichte 1869 ihren Premierminiſter Rainilaiariwoni und legte dem ſtetigen Fortſchritt weiter keine Hinderniſſe in den Weg. Trotz ihres guten Willens mit den Europäern im beſten Einvernehmen zu bleiben, hat ſie mit den Franzoſen Streit bekommen, deſſen Folgen lange Zeit unabſehbar blieben. Da dieſer Streit in erſter Linie die herrſchenden Howa betrifft, ſo mußte es für den weiteren Verfolg

Fig. 15.

Eine Königin der Howa.

der Ereigniſſe von Intereſſe ſein, auf die Entdeckungs- und Koloniſierungsgeſchichte der Inſel zurückzugreifen.

Madagaskar wird nicht allein in den älteren, arabiſchen Berichten, ſondern im 13. Jahrhundert auch von dem venetianer Reiſenden Marco Polo erwähnt. Im Jahre 1506 entdeckte Dom Fernando Soarez, ein Kapitän des portugieſiſchen Admirals Francisco de Almeida, die Oſtküſte Madagaskars. In demſelben Jahre fand Joao Gomez d'Abreu die Weſtküſte der Inſel, welche damals nach einem Kalenderheiligen die Ilha de Sao Lourenço genannt wurde. Triſtao da Cunha, Rodrigo Fereira Coutinho und Alfonſo d'Albuquerque beſuchten und beſchrieben das Land genauer, deſſen Name Madagaskar nach Sibree urſprünglich eine fremde, vielleicht kontinental-afrikaniſche zu ſein ſcheint. Die Inſel heißt bei den Eingeborenen Noſin dambo d. h. Inſel der wilden Schweine, Izao rehetra izao dies Alles, Izao tontolo izao dies Ganze, oder wohl auch Ni aniwon ni riaka d. h. Land inmitten der bewegten Gewäſſer.

Portugieſen und Holländer haben nur wenig für die Koloniſierung des neuentdeckten Landes gethan. Dagegen ſind die Franzoſen bereits ſeit 1642 mit großen Anſprüchen hervorgetreten, indem ſie ſchon damals durch Pronis, einen Agenten der franzöſiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft, kraft einer von Ludwig XIII. ausgeſtellten Vollmacht, die Inſel für ihr Beſitztum erklären ließen. Im Jahre 1648 ſandte jene Geſellſchaft Flacourt, noch ſpäter Chamargou ab, um das Land zu koloniſieren. Dieſe beiden ebenſo rohen wie unpraktiſchen Agenten waren von fanatiſchen Prieſtern begleitet, deren plumpe Bekehrungsverſuche keine Erfolge aufwieſen. Überhaupt waren die Koloniſierungsbeſtrebungen jener Leute nicht eben glückliche. Indeſſen hatte man immerhin das Fort Dauphin am Südoſtende der Inſel unter 26° ſüdl. Br. gegründet und mit einer Beſatzung verſehen. Im Jahre 1670 verwickelte ſich deſſen Komandant de la Haye in einen Krieg mit den Eingeborenen, welcher mit gänzlicher Niedermetzelung der Franzoſen, darunter Chamargou ſelbſt, endete.

Erſt achtundneunzig Jahre ſpäter, 1768, warf man unter dem Miniſterium des Herzogs von Praslin den Blick von neuem auf Madagaskar, indem man einen Sieur de Demodave mit ſehr verſtändigen und humanen Inſtruktionen für Koloniſierungsverſuche dorthin dirigierte. Dieſe Pläne hätten gelingen können, wenn nicht ein aus Sibirien entſprungener Abenteurer, Graf Moritz Benjowski, die franzöſiſche Regierung für ſich eingenommen, Demodave's Abſichten durchkreuzt und unter Aufwendung eines koloſſalen Schwindels ſowie unter Vergeudung beträchtlicher franzöſiſcher Summen es verſucht hätte, ſelbſtthätig in die Geſchicke Madagaskars einzugreifen. Nachdem man in Frankreich ſich über Benjowski's Pläne, ſich als Mpanjakabe oder höchſter König unabhängig behaupten zu wollen, genügend unterrichtet hatte, ließ man den Abenteurer 1796 fallen. Der Kommandant Souillac ſtieß am 4. Juni 1786 mit dem Mpanjakabe feindlich zuſammen, welcher letztere dabei durch die Kugel eines franzöſiſchen Sergeanten tödlich verwundet ward und bald nachher ſtarb. In jenen Zeiten wurde die Niederlaſſung auf der Inſel Sainte Marie oder Noſſi Brahim im nördlichen Teil der Oſtküſte gegründet. Auch ſetzte man ſich weit ſpäter, 1840, zu Noſſibe am nördlichen Teile der Weſtküſte feſt.

Im Jahre 1814 miſchten ſich die Franzoſen in einen Streit der Fürſten von Foulpoint und Tamatawe ein. Kommodore Hamelin bombardierte bei dieſer Gelegenheit den erſteren Küſtenort und legte franzöſiſche Beſatzung in beide Orte. Radama I. trat nun den Franzoſen ziemlich brüsk gegenüber, indem er alle ihnen befreundeten Häuptlinge mit Krieg überzog und deren Gebiete beſetzte. Ja der König nahm das Fort Dauphin weg und ließ daſelbſt die franzöſiſche Flagge herabreißen. Man begnügte ſich damals mit erfolgloſen Proteſtationen, welche dem Preſtige der großen Nation gewaltigen Abbruch thaten.

Nach Radama's I. Tode ergriff deſſen Nachfolgerin, Ranawalona I., energiſche Maßregeln gegen alle Häuptlinge, welche es damals noch mit den Franzoſen gehalten hatten. Der dieſer

europäiſchen Macht geneigte Kommandant von Foulpoint, der Sakalawa Bafarla, wurde getötet. Die fortdauernden damals gegen die franzöſiſchen Autoritäten geübten Nörgeleien veranlaßten endlich die Tuilerien-Regierung, ein nicht unbeträchtliches Geſchwader nach Madagaskar zu ſenden. Dies bombardierte zuerſt Tamatawe und ſiegte bei Ambatu Maluin, gründete auch eine militäriſche Niederlaſſung zu Tentenge. Eine franzöſiſche Abteilung unter dem Oberſtleutnant Schoell wurde darauf in der Gegend von Foulpoint durch den Howa-General Raikeli, einen tapferen und genialen Mann, total vernichtet, eine andere Abteilung Franzoſen beſchoß dagegen Pointe Larrée mit etwa 3000 Granaten und eroberte den Ort trotz aller verzweifelten Gegenwehr der Howa. Später ſiegten die letzteren abermals und blieben die Franzoſen nach manchen weniger ruhmvollen Anſtrengungen ihrerſeits auf Ste. Marie beſchränkt.

Seit jener Zeit hat es an politiſchen Reibungen zwiſchen dem Tuilerienkabinett und der Regierung der franzöſiſchen Republik einer- ſowie dem Howahofe zu Antananariwo andererſeits keineswegs gefehlt. Die franzöſiſchen Anſprüche an das Königreich Madagaskar, unter welchem nur das Howa-Reich verſtanden werden kann, wurden mit Waffengewalt unterſtützt. Die ſchlecht bewaffneten Howa würden ſich freilich an den Küſten kaum gegen die anerkannt vortreffliche Marineinfanterie ihrer Feinde behaupten können. Vorläufig ſteht indeſſen ein friedlicher Ausgleich zwiſchen beiden Nationen bevor.

Auch die Engländer haben mehrfach verſucht, auf der merkwürdigen Inſel Boden zu faſſen. Sie haben ſich aber mehr darauf beſchränkt, in jener oben (S. 46, 47) geſchilderten Weiſe durch politiſche Agenten und Miſſionäre, als durch kriegeriſche Aktionen Einfluß zu gewinnen.

Die Howa ſelbſt haben ſeit einiger Zeit auf weitere Ausdehnung ihrer Herrſchaft verzichtet, das bis jetzt Erworbene aber zu feſtigen geſucht. Ihr Reich erſtreckt ſich über die erwähnte Provinz Imerna und über das Betſileo-Land. Nach

Audebert haben ſie die Oſtküſte inne von Wohemare im Norden bis Farafangana im Süden. Im Weſten reicht die Howa-Herrſchaft etwa bis gegen Menabe hin. Das Innere der Inſel iſt von ihnen unabhängig. Zu Fort Dauphin und an einigen anderen, zum Teil ſehr abgelegenen Punkten, auch der Küſten, unterhalten die Howa kleinere Garniſonen unter Kommandanten, welche die Zölle und Steuern erheben. Audebert glaubt richtig zu gehen, wenn er die Hälfte der ganzen Inſel in ihrem Beſitze wähnt.

B. Die Howa.

Die Howa ſind von Mittelgröße oder kleiner (ca. 1600 mm hoch), ſchlank und wohlgebaut. Hände und Füße ſind gut geformt, etwas kurzfingerig und kurzzehig. Nackte Jünglinge und Mädchen hatten auf die von mir darüber befragten Gewährsmänner im Durchſchnitt einen recht vorteilhaften Eindruck gemacht. Der Kopf iſt nach oberflächlichen, unmaßgeblichen Schätzungen brachycephal bis meſocephal (kurz- bis mittelköpfig). Die Stirn der Männer iſt ziemlich frei und hoch, nur mäßig gewölbt. Der Raum zwiſchen den Augenſpalten hat etwas unſchön Breites. Die Augenbrauen ſind ein wenig bogenförmig geſchwungen, die Augen ſind nicht groß, aber von lebhaftem, intelligentem Blick. Die Naſe iſt entwickelt, d. h. hervorragend, häufiger iſt ſie gerade als gebogen, ſelten eingedrückt, faſt ſtets mit ſtumpfer Spitze und mäßig breiten Flügeln verſehen. Der Mund iſt ziemlich groß, die Lippen ſind zwar fleiſchig, aber nur ſelten aufgewulſtet. Das Kinn iſt zurückweichend und gerundet. Das ganze Geſicht macht, von vorn geſehen, einen fünfeckigen Eindruck, wobei man ſich freilich die fünf Ecken in ganz gefälliger Weiſe abgerundet denken muß Das Ohr iſt gut gebildet. (Fig. 16.)

Die Howa-Weiber haben ziemlich gewölbte Stirnen und Scheitel, im ganzen runde Geſichter, flache Naſen und einen breiten, etwas dicklippigen Mund. Das Kinn iſt klein und gerundet. Indeſſen ſind vorragende, zierliche Naſen und dünne

Fig. 16.

Howa-Offizier.

Lippen doch auch Erbteil mancher Howa-Schönen, denen übrigens nicht ſelten ein etwas gekniffener Zug um die Mundwinkel bleibt. Die halbe Faceanſicht eines jungen Howamädchens, welche ich 1867 in Frankreich zu zeichnen verſucht, erinnerte

mich trotz etwas größerer Gesichtshöhe an die Photographieen junger Samoanerinnen (Fig. 17). Der in der Jugend gutgeformte Busen welkt wie alle sonstigen Reize dieser Weiber schnell dahin. Sie alle neigen zur Fettleibigkeit. Dies thun zwar auch die Männer. Magere Personen beiderlei Geschlechts werden frühzeitig klapperdürr und sollen dann große äußere

Fig. 17.

Junges Howa-Mädchen, etwa 15 Jahr alt.

Ähnlichkeit mit alten Hottentotten verraten. Das Haar ist sehr kraus, aber gelockt, nicht so zu vereinzelten, verfilzten Büscheln gesondert, wie bei den gegenüberliegenden nigritischen Festlandsbewohnern. Die Farbe ist gelbbraun mit starkem Stich ins Olivenbraune, öfters so hell, wie bei Südeuropäern. Übrigens fehlt dieser Haut die schwellende Weiche der Afrikanerhaut, sie

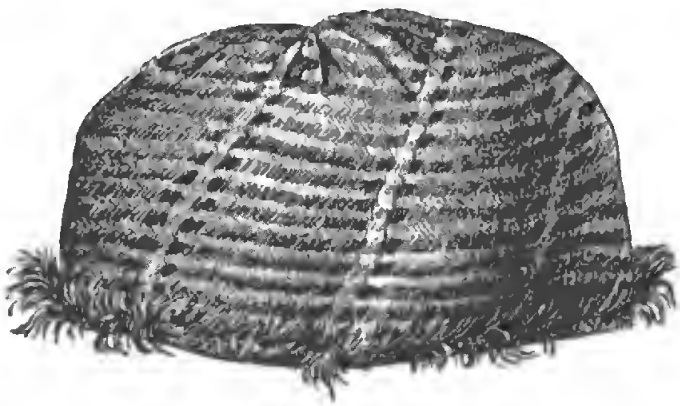
Fig. 18.

Männliche Howa-Trachten.

iſt häufig voll Finnen, Miteſſern, Schrunden und Flechten. Zwar zeigen die Howa einen gewiſſen Anſtand, eine leichte, anmutende Würde, ſollen aber nicht ſelten durch ihren lauernden, tückiſchen Blick unangenehm auffallen.

Die Kleidung dieſer Leute iſt in ihrer Urſprünglichkeit einfach und maleriſch, bietet aber in der Jetztzeit leider häufig ein widerliches Gemiſch von urtümlich-afrikaniſch-indiſchen Draperieen und von europäiſchem Plunder dar. Nichts iſt beklagenswerter, als der allmähliche Untergang der Nationaltrachten, mit welchem zwar öfter ein Steigen in voller oder halber Ziviliſation, oft genug aber auch die Vernichtung jeder

Fig. 19.



Geflochtene Kappe

urwüchſigen Tüchtigkeit und der biederen Charaktereinfachheit, ein Verzicht auf jedwede Stammeseigentümlichkeit verbunden ſind. Das Haar der Howamänner wird entweder kurz geſchoren, ſo daß es bürſtenartig-ſteif emporſteht, oder es bleibt einige Centimeter lang und ſieht dann der gewöhnlichen Haartracht eines krauſen, faſhionablen Italieners ähnlich (Fig. 16 u. 18). Um die Lenden wird ein Zeugſchurz gewunden und darüber wird ein langer breiter Überwurf, die Lamba, in ſchönen vollen Falten drapiert. Letzteres Kleidungsſtück iſt entweder aus Baumwolle, Seide oder Raphiafaſern gewebt und ähnelt der Schama oder Ferda oder Tob der Abyſſinier und Oſt-Sudaneſen. Bei den

Offizieren und höheren Beamten von Seide, wird es für die Adeligen rot, für die Anderen weiß, auch mit roten oder bunten Streifen verziert. Die Beine bleiben nackt. Manche tragen europäiſche oder indiſche Hemden mit langen Ärmeln. Auf dem Kopfe ſitzt ein Strohhut oder ein abgelegter, von irgend einem europäiſchen Trödelmarkte ſtammender Cylinder, zuweilen auch eine jener bunten, aus Raphiafaſern niedlich geflochtenen Kappen, die ſelbſt Somal und Suahel nicht verſchmähen (Fig. 19). Die Frauen toupieren ihr Haar in unzähligen Flechtchen, Zöpfchen, Schnecken und Roſetten. Sie entwickeln darin faſt die gleiche eitle Sorgfalt und Erfindungsgabe, wie ihre nubiſch-ſudaneſiſchen Schweſtern. Auf dem Körper tragen ſie entweder den Saimbo, ein ſackartiges, dem Sarong der Malayen ähnliches, an den Hüften feſtgeknotetes Kleidungsſtück, ferner eine Ärmeljacke oder ein den ſogenannten Miſſionshemden (missionary tobes) der Südſeeinſulaner entſprechendes weites Kattunkleid, das bis zum Hals und bis zu den Handknöcheln reicht. Die Lamba wird dann noch als Überwurf benutzt. Den Kopf bedeckt man mit einem Stroh- oder einem ſchäbigen europäiſchen Amazonenhut. Taſchentuch und baumwollener Sonn- oder Regenſchirm verlaſſen weder Männer noch Frauen.

Das iſt der Urtypus von Koſtüm, wie er ſich hier und da ſelbſt noch heute permanent erhielt. Prinzen und Prinzeſſinnen ſtolzieren in Generalsuniform, in bauſchigen Seidenroben und künſtlichen Blumen umher, deren Schnitt freilich nicht immer der allerneueſte von Duſſetot und Seſemann zu ſein ſcheint. Höhere Staatsbeamte, Gouverneure u. dgl. benutzen den Frack, die langen Beinkleider und Lackſtiefel, verachten auch nimmer fremde Ordenskrachate, ſchöne Stöcke mit metallenen Knöpfen und ſelbſt veraltete Galanteriedegen. Die Howa-Offiziere ſollen bei der Elitetruppe, welche den königlichen Palaſt zu Antananarivo ſchirmt, ſamt ihren Soldaten mit anſtändiger Gleichförmigkeit uniformiert ſein. In den Provinzen dagegen paradieren ſie nach den Darſtellungen von Sibree, Jedina, Buet und Anderen

in den allerunglaublichſten Aufzügen umher, welche lebhaft an diejenigen der Bürgergarden in Kotzebueſchen und Houwaldſchen Komödieen erinnern müſſen (Fig. 20). Jedina erzählt: „Der Aufzug der verſchiedenen Würdenträger war wahrhaft impoſant. Der Gouverneur hatte einen ſchwarzen Sammtfrack, einen Hut mit franzöſiſcher Kokarde und engliſchen Marine-Epauletten; mein Freund Ambulahery gefiel ſich in einem einfachen braunen

Fig. 20.

Madagaſſiſche Offiziere.

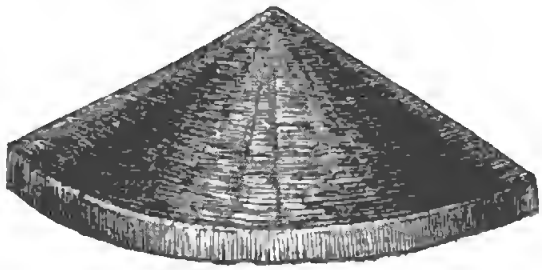
Rocke, Offiziersdienermütze und Fäuſtlingen, dafür that ſich wieder der Unterkommandant der Truppen durch ſeine malagaſſiſche Uniform, aus blauem und weißem Sammt und den Namenszug der Königin auf den unförmlichen Epauletten, hervor. Der Reſt trug die verſchiedenſten Uniformen und Livreen mit Kopfbedeckungen jeder Art, den italieniſchen Garibaldihut nicht ausgenommen.“

Die urſprünglichen Waffen der Madagaſſen beſtanden in Lanzen und Schilden, Bogen und Pfeil. Unter den Lanzen finden ſich ſolche von 620 mm Länge, mit 50 mm langer,

Fig. 21.

Madagaſſiſche Lanze mit Spitze und unterem Schafteiſen.

Fig. 22.



Schild der Betſimſara.

Fig. 23.

Madagaſſiſche Axt.

haarſcharfer Klinge, fingerdickem Holzſchaft und 36 mm langem, am Ende ſpatelförmig verbreiterten Eiſen, mittelſt welches letzteren man die Waffe in dem Erdboden aufrecht befeſtigen kann (Fig. 21).

Der Schild ist rund, hat nur etwa 500 mm Durchmesser und wird aus Holz mit Lederüberzug oder auch aus Korbgeflecht verfertigt (Fig. 22). Bogen und Pfeil treten jetzt mehr und mehr außer Gebrauch. Nach Sibree benutzen in einigen Gegenden die Knaben lange Internodien des Bambusrohres als Blasröhre, aus denen sie kleine Pfeile schießen, und zwar zur Jagd auf Vögel u. dgl. Dies erinnert an den Gebrauch des Sampitan (Blasrohres) unter den Malaien. Bei den Howa und Sakalawa herrscht jetzt die Anwendung des Feuergewehres vor. Übrigens werden hier auch Säbel, Waldmesser und Äxte als einheimische Arbeit (Fig. 23) und als fremde Einfuhrartikel, reichlich begehrt und ausgiebig benutzt.

Die Wohnungen des madagassischen Volkes verraten zwar einen gewissen Grundplan, indessen lassen sich doch auch mancherlei Modifikationen desselben bei den verschiedenen Stämmen erkennen. Die Howa-Häuser oder -Hütten sind oblong und werden in nordsüdlicher Richtung aufgebaut. Die Thür- und die Fensteröffnungen liegen an der Westseite, um konträren Winden den Eingang zu versperren. Die Wände werden aus dem wohl durchkneteten roten Thon des inneren Landes fest und dauerhaft aufgemauert. Das sehr steile Giebeldach ruht auf starken Pfählen und wird sowohl an seinen Längsseiten als auch an seinen Giebeln mit Heu oder Binsen gedeckt. Dieses Material wird mit Bambuslatten festgelegt und mit Lehm verputzt. Die betreffenden Latten ragen oben an den Enden der Dachkante übereinander hervor und werden manchmal in Form von Ochsenhörnern, Vogelköpfen u. s. w. ausgeschnitzt. Das erinnert lebhaft an die Bauart der Bewohner von Kutei, Ost-Borneo. Andere madagassische Häuser werden aus aufrechten, mit Palmholz-Zapfen verbundenen Planken aufgerichtet und mit demselben Material wie die Lehmhäuser gedeckt. Zu Tamatawe, Antananariwo und an anderen besser situierten Örtern werden an den Längsseiten der Häuser hinlaufende, öfters noch vergitterte Verandas beliebt. Auch existieren, wie im Indischen Archipel,

Fig. 24.

Madagassische Häuser mit Verandas und Pfahlsubstruktion.

leichte auf Pfählen ruhende Hütten (Fig. 24). Die Thürschwelle überragt den Boden und wird mit Hilfe dagegen gelegter Steine überschritten. In manchen Gegenden hält man die nordsüdliche Längsrichtung der Howahäuser nicht ein, bringt nicht überall Fenster an und benutzt für die Bewandung sowohl wie Dielung Blattstiele, für die Bedachung dagegen Blätter der Rawenala. Im Innern hält man wie in Afrika, z. B. in Nubien, einige bombenförmige Wasserkrüge mit geflochtenem Deckel, ferner einen hölzernen Mörser, eine flache hölzerne Schüssel, einige Kochtöpfe, einige hübschgeflochtene Matten, nettgearbeitete Körbe u. s. w. Auf ein oder zwei Konsolbrettern stehen wohl etliche importierte Geschirre, Glasflaschen, Körbchen u. dgl. mehr. In Nähe der Westwand befindet sich eine im Viereck ummauerte Bodenstelle als Herd. Die Töpfe werden beim Kochen auf einige Steine gestellt und wird zwischen diesen das Feuer angemacht. Der Rauch entweicht durch Thür, Fenster oder Dachritzen. Zur Aufbewahrung der wenigen besseren Bekleidungsstücke dient entweder ein größerer Korb oder eine hölzerne Truhe. Zum Schlafen wird eine festeingelassene, erhöhte, mit Matten umhängte Estrade benutzt. Feinere Matten bekleiden die Wände, gröbere bedecken den Fußboden. In Imerne befindet sich in der südöstlichen Hausecke ein aus Lehm aufgemauerter Schweinekofen. Über demselben nächtigen die Hühner.

Sibree fand im oberen Hausraum unter dem Dache nicht selten noch einen Boden angebracht, dessen Grund mit Erde bedeckt war, um hier kochen zu können. Derselbe Berichterstatter erwähnt der kleinen Häuser mit engen Thüren, winzigen Fenstern, mit oberen Vorrats-, auch wohl Schlafräumen der Betsileo, er veröffentlicht ferner Grundrisse von Hütten der Sihanaka, Bara, Tanosi, Mahafali u. s. w. Es würde hier zu weit führen, in diese Einzelnheiten tiefer einzudringen.

Um die Howa-Ansiedlungen her werden bald Palissaden, bald gemauerte Einschließungen aufgeführt. Selten fehlt ein dem Murach der oberen Nilländer ähnlicher Pferch (Bd. II,

S. 123) zur Unterbringung des Rindviehes, ein von Kuhdünger u. dgl. strotzender, modriger und übelriechender Platz. Zu Sihanaka legt man lebendige Hecken von Kochenillekaktus, in Betsileo solche von stachligen Akazien an u. s. w.

Die Nahrung der Madagassen ist teils pflanzlicher teils tierischer Natur. Obenan steht der Reis, der im Mörser durch Stoßen von seinen Hülsen befreit, auf dem Holzhafen geworfelt und in flachen Töpfen gekocht wird. Daneben verspeist man mancherlei einheimische Gemüse, Bataten, Kartoffeln, Mandioka, Bohnen, mancherlei Früchte, selbst Melonen, Papayen, Orangen, Pfirsichen, Weintrauben, Bananen, ferner Ochsen-, Schaf-, Ziegen-, Schweinefleisch, Hühner, deren Eier, Enten, Gänse, endlich selbst Heuschrecken. Man nimmt die Speisen von Baum-, namentlich aber von den schönen appetitlichen Bananenblättern, von geflochtenen Schüsseln oder von Thongeschirren ab. Man bedient sich geschnitzter Löffel oder hebt die Bissen mittelst zusammengebogener Wakoa- oder Rawenalablätter aus oder man führt sie auch direkt mit den Fingern zum Munde. Die fürstlichen Personen, die hohen Beamten und reichen Leute unter der Howa benutzen nunmehr europäisches Tafelgeschirr, äffen die kulinarischen Leistungen der Fremden nicht ohne Geschick nach, kredenzen Liköre und Weine, toasten mit langen Reden und lauten Welomas, das ist Vivats. Es fehlt bei Gastereien dieser Hochbedeutsamen nicht an chromatischer Musik und an anderem (halb-?) zivilisierten Zubehör. Kaffee und Thee sind daselbst fashionable Nachtisch-Getränke. Übrigens rühmen Sibree, Audebert und Andere mit warmen Worten die schrankenlose Gastfreundschaft der Howa und der sonstigen Inselstämme.

Tabak wird hier nur geschnupft und gekaut; geraucht wird er selten, höchstens in Form von importierten Zigarren. Auch wird Bang oder indischer Hanf, ein äußerst narkotisches Produkt, das Lieblingsrauchmittel der afrikanischen Hottentotten, Buschmänner und Kaffern, benutzt. Die Vornehmen trinken aus feiner

Glasware, das Volk aus Ochsenhörnern oder aus importierten Bouteillen und Näpfen.

Die Madagassen sind teils Ackerbauer, teils Viehzüchter. Ihr Landbau dreht sich in erster Linie um die Reiskultur. Die Howa säen dies Produkt zunächst auf künstlich bewässerten Bodenstrecken aus und verpflanzen dasselbe erst dann auf die eigentlichen Felder, welche unter Wasser gesetzt und von den Rindern durchgetreten werden. Andere madagassische Stämme begnügen sich mit dem einmaligen Aussäen und mit dem Durchtretenlassen der Felder mittelst ihrer Herden. Außer Reis werden ferner Mandioka, Bataten, Yams, Erdnüsse, Bohnen, Liebesäpfel, spanischer Pfeffer, Ingwer, Kürbis, Melonen, Sesam, Ricinus, Tabak, Hanf, Baumwolle, Indigo, mehrere Aronarten, u. a. auch das über die ganze Südsee verbreitete Saonio (Arum esculentum), Kaffee und Zuckerrohr kultiviert. Letzteres wird zum Teil nur gekaut, zum Teil aber auch zur Bereitung von Zucker, von einem dem südamerikanischen Guarapo ähnlichen Getränk und von schlechtem Rum benutzt.

An Fruchtbäumen und fruchttragenden Sträuchern ist das Land sehr reich. Es werden hier Guyawen, Melonenbäume, Bananen, Mangobäume, Ananas, Granatäpfel, Pfirsiche, Orangen, Citronen, Maulbeeren und selbst Trauben gezogen.

Die Eingebornen haben neben der einheimischen Seidenraupe (S. 32) die echte (Bombyx mori) eingeführt, welche auch hier hauptsächlich mit Maulbeerblättern gefüttert wird. Man verfertigt auf liegenden Webstühlen Baumwollenzeug, man webt Seidenstoffe, deren Dauerhaftigkeit gerühmt wird und bereitet recht schöne Zeuge aus den Blattfiedern der Raphiapalme. Auch stellt man Rindenzeug (S. 43) und Matten aus allerhand Gräsern, aus dem Bast des Papyrus und aus wirklichen Binsenarten dar. Schreiber dieser Zeilen hat jahrelang einige schön gemusterte und äußerst dauerhafte, aus Tamatawe stammende Matten benutzt, wie er sie von gleicher Schönheit selbst unter den vielberufenen Flechterzeugnissen Ost-Sudans nicht hat auf-

finden können. Die Madagaſſen wiſſen ſolche Erzeugniſſe ihrer Hausinduſtrie recht hübſch zu färben und zwar meiſt mit ausländiſchen Farbſtoffen. Äußerſt geſchickt ſind ſie in der Anfertigung von zierlichen Filigranarbeiten in Gold und Silber. Vom Bambusrohr wird, wie im indiſchen Archipel (namentlich auf den Philippinen) ein wahrhaft großartiger Gebrauch gemacht. Man verfertigt daraus Tragebalken, Latten zur Sicherung der Häuſerwände und Dächer, man ſchneidet aus den zwiſchen den Knoten befindlichen Stücken Waſſergefäße, wie ſie ſonſt in Birma, Siam, Aſſam, ferner von Ceylon bis nach Timor hin gebräuchlich ſind, man bereitet daraus zierliche Schnupftabaksdoſen, Blaſerohre (S. 60), Pfeifen, Muſikinſtrumente, Zäune, ja ſelbſt (höchſt unvollkommene) Flöße.

Auf Madagaskar werden Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Truthühner, Gänſe, Enten, Tauben u. ſ. w. gezüchtet. Das Rind gehört einer faſt vollkommen gebauten Zeburaſſe an. Mit dieſen Tieren führten die Howa und andere Stämme früher Stiergefechte auf, auch ſpielt dies Rind noch heute eine Rolle in der Symbolik dieſer Menſchen. Zur Neujahrszeit werden recht fettgemäſtete Zebus geſchlachtet. Ich habe irgendwo geleſen, daß man früher kleine Kinder der Abends vom Weidegange zurückkehrenden Zebuherde vorgeworfen. Wurde das Kind von den ehrbaren Wiederkäuern zufällig verwundet oder ganz zertreten, ſo war es damit aus, wurde das Kind dagegen von den Hufen verſchont, ſo ſtand ihm die Zukunft offen. Alſo eine Art Gottesgericht, wie deren bei dieſem Inſelvolk ſo viele beliebt ſind.

Das Schaf iſt das haarige, lang- und fettſchwänzige. Buet bildet eine Gruppe dieſer Tiere ab. Eins derſelben, ein Bock, trägt ſeitlich-ſpirale Hörner, ähnlich dem Zackelſchaf (Ovis strepsiceros). Die Ziegen gehören verſchiedenen, zum Teil ſehr niedlichen, gazellenähnlichen Schlägen an.

Die Schweine ſind von vielerlei Seiten her eingeführt. Übrigens herrſcht die ſehr mäſtbare chineſiſche Raſſe vor. Dieſelbe kann hier, wie mir verſichert worden, recht beträchtliche

Dimenſionen annehmen, was aber wohl hauptſächlich Folge einer Kreuzung mit den vom Kap und von Mauritius ſtammenden (d. h. urſprünglich engliſchen) Zuchten, ſein mag.

Die hier ſeltener geſehenen, von Mauritius, vom Kap u. ſ. w. eingeführten Pferde ſcheinen abſolut nicht zu gedeihen, wie denn überhaupt die klimatiſchen Eigentümlichkeiten der zwiſchen dem Äquator und dem 3° ſüdl. Breite gelegenen, in den afrikaniſchen Bereich gehörigen Lande der Zucht dieſes edlen Haustiers natürliche Schranken zu ſetzen pflegen. Sind doch ſelbſt in dem ſonſt pferdereichen Kaplande die Paardeſigte, Pferdeſeuche und andere Roßleiden furchtbare Geißeln für die ſtrebſamen Farmer. Beſſere Reſultate ſcheint man auf der Inſel neuerdings mit der Einfuhr der ſehr dauerhaften birmaniſchen (Pegu-) Raſſe zu erzielen. Von den madagaſſiſchen Hunden hört man wenig oder nichts. Der Kapitän eines deutſchen Barkſchiffes, welches zu wiederholten Malen verſchiedene Häfen der Inſel angelaufen iſt, verſicherte mir, dort immer nur wenige, allen möglichen Formen angehörende Hunde angetroffen zu haben, welche den Stempel einer verſchiedenartigen fremden Herkunft an ſich trugen und nur als Spielgefährten der nackten Straßenjugend zu gelten ſchienen.

Die Sprache der Howa iſt, wie diejenige der übrigen madagaſſiſchen Stämme, eine recht merkwürdige. Sie ſcheint bei gefälliger Aneinanderreihung der durch einfache Konſonanten verbundenen Vokale wohlklingend, ja man möchte ſagen muſikaliſch. Im allgemeinen rechnet man das Madagaſſiſche zur malayiſch-polyneſiſchen Sprachfamilie. Dasſelbe ſcheint namentlich mit der philippiniſchen Tagalenſprache nähere Verwandtſchaft zu haben. Der grammatiſche Bau iſt einfach und bietet dem Erlernen keine beträchtliche Schwierigkeit dar. Der Europäer findet nur einfache Lautformen zu bewältigen. Bei der Ausſprache mancher Namen wirkt zwar die ſtarke Anhäufung von Silben anfänglich etwas ermüdend; ſo z. B. in Antananariwo, Foloaindahi, Fihatſarambelatſihi u. ſ. w. Indeſſen mildert ſich auch dieſer ſcheinbare Übelſtand, ſobald erſt die richtige Be-

tonungsweiſe gelernt iſt. Die Londoner Miſſionsgeſellſchaft hat die lateiniſche Schrift für die Schreibung des Madagaſſiſchen eingeführt. Die häufig vorkommenden Silben wa, we, wi, wo, wu werden von den Engländern gewöhnlich mit dem Buchſtaben v und den entſprechenden Vokalzeichen, von den Franzoſen vielfach mit den Vokalen ou, z. B. Vazimba = Ouazimba u. ſ. w. umſchrieben. Für die deutſche Transſkription dürfte ſich die (auch hier gebrauchte) Anwendung des Konſonanten w empfehlen. Übrigens iſt das Madagaſſiſche nicht frei von fremden, namentlich arabiſchen Lehnwörtern, wie auch z. B. die Monats- und Tagesnamen dieſes Urſprunges ſind. Man erkennt aber neben europäiſchen, beſonders franzöſiſche und engliſche, ferner ſogar einige hinduſtaniſche und ſuaheliſche Lehnwörter. Eine Verwandtſchaft des Madagaſſiſchen mit afrikaniſchen Idiomen wird von manchen rundweg geleugnet, indeſſen dürfte eine derartige Behauptung gegenüber unſerer recht mangelhaften Kenntnis der oſtafrikaniſchen Sprachen noch etwas verfrüht erſcheinen. Man unterſcheidet den Howa- und den Sakalawa-Dialekt. Dieſen laſſen ſich einige andere Mundarten unterordnen. Die Madagaſſen ſind geborene, in langem Wortfluß ſich bewegende Redner. Ihre Poeſie beſchränkt ſich meiſt auf willkürliche, die einfachſten Tageshandlungen verherrlichende Improviſationen, ſeltener vertieft ſie ſich in bedeutendere, eine gewiſſe Volkstümlichkeit gewinnende Dichtungen.

Will ein Howa heiraten, hat er einen Gegenſtand für ſeine Neigung gefunden, ſo ſucht er die Ehelichung in völlig geſchäftlicher Weiſe abzuſchließen. Jeder der beiden Ehepartner ſichert ſich das eigene hinzugetragene Heiratsgut. Obwohl die Howa und ebenſo ein guter Teil der übrigen Madagaſſen, Chriſten geworden ſind, ſo halten ſie doch häufig an der Vielweiberei feſt oder ſchaffen ſich wenigſtens Konkubinen an. Zur Hochzeitsfeier verſammelt man ſich im Hauſe des zukünftigen Schwiegervaters und alsdann im Hauſe der Familie des zukünftigen Eheherrn. Die Kopulation geſchieht unter der Zere-

monie der gemeinſchaftlichen Umſchlingung mittelſt einer Camba. Auch eſſen die Brautleute zuſammen Reis u. ſ. w. aus einer Schüſſel und mit einem Löffel. Dann wird ein in klingender Münze beſtehendes Geſchenk an die Brauteltern gezahlt.

Bei anderen madagaſſiſchen Stämmen herrſcht die unter den Nigritiern, namentlich Abantu herrſchende Sitte, die Braut ſcheinbar aus dem elterlichen Hauſe zu entführen. (Dergleichen Hochzeitsſcherze kehren freilich bei allen möglichen halbwilden Völkerſtämmen, z. B. den Morlacken, Turkmanen, Tſcherkeſſen u. ſ. w. wieder.) Die Sakalawa bewerfen den Freier mit Speeren, welche dieſer zwiſchen Arm und Seite auffangen muß. Bewährt ſich der Geprüfte, ſo wird er angenommen, zeigt er ſich dagegen ungeſchickt, ſo wird er abgewieſen. Bei dieſem Volke waren in gewiſſen Fällen und unter beſonderen Beſchränkungen auch Geſchwiſterehen geſtattet. Bei den Howa kann einer Frau, deren Mann lange Zeit hindurch abweſend zu ſein gezwungen wird, die Erlaubnis zum zeitweiligen Verkehr mit anderen Männern erteilt werden. Geſchlechtliche Vermiſchung iſt Liebesleuten auch ſchon vor der Hochzeit geſtattet. Die Scheidung wird dem Manne ſehr erleichtert. Er kann ſeiner Frau die Wiederverehelichung verbieten, muß ihr aber alsdann eine entſprechende Entſchädigung zahlen. In ſolchen Fällen unterliegt die Frau öfters einer von ſeiten des Mannes ausgeübten und durch die Sitte geheiligten, unzarten, ja man könnte ſagen — gemeinen — Behandlung. Nach Sibree und anderen wird bei den Sihanaka eine Witwe Monate hindurch, ja ſelbſt ein Jahr lang, von den Verwandten ſchändlich mißhandelt, bis endlich eine Freiſprechung ſeitens der würdigen Sippſchaft erfolgt.

Unter den Howa ſcheint daher kein Paradies für die Sittlichkeit zu blühen. Dagegen rühmt man die Zuthunlichkeit der Eltern zu ihren Kindern und die Ehrfurcht der letzteren vor erſteren. Von geregelter Erziehung iſt natürlich bei ſolchen Dreiviertelbarbaren mit ihrem bißchen übertünchter Kultur keine Rede. Audebert widerſpricht auf thatſächliche Vorkommniſſe

ſich ſtützend der vielfach verbreiteten Anſicht, daß Eheſcheidungen unter den Howa ſelten vorkämen.

Die Howa führen gleich den übrigen Madagaſſen häufig Namen, welche, wie Spitznamen klingend, keineswegs die neckiſch-geiſtvolle Bedeutung der altrömiſchen und arabiſchen zu entfalten pflegen, welche gewiſſe perſönliche Eigenſchaften der mit ihnen belegten Individuen charakteriſieren. Vielmehr wählen die Howa nicht ſelten entſchiedene Ekelnamen wie Rafiringa, d. h. Miſthaufe oder Rabetay d. h. viel Miſt, um, was Audebert uns lehrt, damit die böſe Schickſalsfügung, den Neid des Geſchickes, von ſchönklingenden Namen, abzuwenden. Sonſt nimmt der Vater, wie bei den Arabern vorkommt, nicht ſelten den Namen ſeines Sohnes an, z. B. Raina Dema, Vater des Dema, Raina Boto, Vater des Boto (arab. Abúl Haſan, Abúl Ibrahim u. ſ. w.).

Die auch in Madagaskar übliche Beſchneidung wird als ein Akt der Aufnahme eines Knaben unter die Männer betrachtet. Früher wurde dieſer Brauch bei den Howa zu beſtimmten Zeiten an allen für die Beſchneidung reifgewordenen Kindern mit großem zermoniellem Gepränge, unter Anwendung zahlreicher abenteuerlicher und abergläubiſcher Einzelnheiten, vollzogen. Nach Einführung des Chriſtentums ſcheint der Brauch allmählich zu verſchwinden.

Auf Madagaskar wird die Falotra, die auch in Afrika ſo verbreitete Blutsverbrüderung, fleißig geübt. Jene Perſonen, welche ein Verhältnis beiderſeitiger Freundſchaft und Opferwilligkeit für einander eingehen wollen, bringen ſich eine kleine Wunde bei. Einer ſchlürft dann das mit allerlei ſchönen Dingen gemiſchte Blut des Anderen und verwünſcht dabei jeden etwa ſtattfinden ſollenden Bündnisbruch. Auch Europäer ſind gewiſſer Vorteile halber derartige Verbrüderungen mit einflußreichen Häuptlingen eingegangen. So hat Dr. Aurel Schulz ein ſolches mit Reſumaneri, dem Könige des Antenoſſi-(Süd-Sakalawa)-Volkes, abgeſchloſſen. Vor großer Verſammlung hielten der Fürſt und der Doktor einen Speer hinter das rechte Ohr

eines gebunden daliegenden Ochſen. Ein Häuptling ſchlug mit dem Speer auf den Ochſen los und hielt eine Lobrede auf die beiden Kandidaten der Verbrüderung, zu welchem Akt das anweſende Volk ſeine Zuſtimmung gab. Danach ſtießen die Beiden ihre Speere dem Ochſen in die Bruſt, ſpülten deſſen Blut in einem Becher Waſſer ab, welchem ſie von ihrem eigenen Blut beimiſchten. Einer gab dem Anderen davon zu trinken und ſprach etwas vor ſich hin. Schulz wählte mit ernſthafter Miene zu ſeinem Text den „Erlenkönig“ u. ſ. w.

Die Howa ſind im ganzen gravitätiſch, erheucheln lauernd eine kühle Indifferenz, ſind aber nichtsdeſtoweniger leidenſchaftlich, empfindlich und rachſüchtig. Wie alle Madagaſſen zeigen ſie ſich äußerlich höflich, ſind ſie äußerſt betriebſam und gerieben in Handel wie Wandel. An Zuverläſſigkeit des Charakters laſſen ſie vieles zu wünſchen übrig. Audebert entwirft in dieſer Hinſicht von ihnen ein keineswegs ſchmeichelhaftes Bild.

Die frühere Religion dieſes Stammes und auch der übrigen Madagaſſen war ein Waſſer-Fetiſchdienſt, welcher mancherlei Analogieen mit dem inner- und weſtafrikaniſchen aufweiſt. Man beſaß eine Anzahl Hauptfetiſche, ſo z. B. Stückchen heiligen Holzes, aus Holz geſchnitzte Eidechſenfiguren, einen Hauzahn des Larvenſchweins, einen mit Sand gefüllten Sack oder auch Flaſchenkürbiſſe und dergleichen Quark mehr. Jeder Fetiſch wurde ſorgfältig mit verzierten Stoffen umhüllt, auch wohl ſelbſt mit Bändern, Perlen und dergleichen herausgeputzt, hatte ſein eigenes Haus ſowie ſeinen eigenen Schrein. Jedes Fetiſchhaus verfügte über ſeinen Wärter, eine angeſehene erbliche Würde, welche dem mit ihr Bekleideten eine Anzahl nicht unbeträchtlicher Pfründen und Privilegien ſicherte. Wer die Gunſt des Fetiſches erlangen wollte, pilgerte nach deſſen Hauſe und lieferte dem Wärter die ſtets gern genommenen Opfergaben an Geld oder Naturalien aus. Zuweilen trug man die Fetiſche in Prozeſſion umher, wobei ſie an lange Stangen gebunden und mit ſchön verzierten ſeidenen oder ſammetnen Decken verhüllt wurden.

Einer der Fetiſche des Howalandes hatte ſeinen Aufenthalt in einer unfern Antananariwo gelegenen Höhle; von dieſer aus ſpendeten die Fetiſchwärter Orakel an die Befragenden. Den Fetiſchen wohnten verſchiedene Eigenſchaften inne. So vermochte der eine Krankheiten zu heilen, indem mit ihm in Berührung gebrachte Holzſtückchen die beabſichtigte Wirkung thun ſollten. Ein anderer bildete den Hort des Reiches und machte feſt gegen Feuer, Krokodile und Zauberei. Wieder ein anderer verhütete Hagelſchaden, einer ſchirmte die Reiſenden, wieder einer verlieh Sicherheit gegen Dieberei u. ſ. w. Auch gab es Zauber, meiſt nur ſchnödes Baumlaub und Holzſpäne. Jeder Fetiſch war mit dem Fadi behaftet, was etwa dem Tabu der Polyneſier entſpricht. Das Fadi beſtand darin, daß dem Fetiſch manche Gegenſtände oder Handlungen zuwider waren. So z. B. durfte der Reichsfetiſch Kelimalaza weder an einem Freitage noch an einem Sonnabende umhergetragen und durften niemals die Gräſer Horondrana und Tenona in ſein Haus gebracht werden. Überhaupt war das Weſen des Fadi gerade bei den Howa ſehr verwickelt und von den albernſten Vorkehrungen begleitet. Man hat nun die Satzungen des Fadi, dieſes madagaſſiſchen Tabu, als weſentliche Stütze für die angebliche reinpolyneſiſche Abſtammung der Madagaſſen zu verwerten geſucht, hat aber dabei zu berückſichtigen vergeſſen, daß auch mit dem echt-afrikaniſchen Fetiſchdienſte mancherlei ganz ähnliche Antipathieen und Verbote verbunden werden. Neben den Haupt- oder National-Fetiſchen exiſtierten hier noch private Hausgötzen oder Sambi. Auch dergleichen werden von den verſchiedenſten afrikaniſchen Stämmen verehrt.

Bei Vergehungen oder in Nöten wurden Sühnopfer, Faditra, zur Abwendung des Unheils dargebracht. Man ſtreute und puſtete Aſche umher, warf zerſtückeltes Geld ins Waſſer, warf einen Kürbis mit Gewalt auf die Erde u. ſ. w. Auch gab es heilige Bäume, Votivpfähle, Steine, welche mit den Schädeln von Ochſen, mit Körben, Matten, Palmblättern behängt,

mit Blut oder Fett beſtrichen wurden, u. ſ. w. Man benützte als heilige Gegenſtände Grabſteine, eine Art megalitiſcher Denkmäler, d. h. nach Art von nordiſchen Hünengräbern zuſammengeſtellte Steine u. dgl. mehr. Hoch im Schwunge ſtand die Sikidi oder Sikili d. h. Wahrſagerei. Nach Dahle legte man Steine, Bohnen u. ſ. w. in beſtimmten Reihen nebeneinander und ſuchte aus den Reihen, die in verſchiedenen Richtungen geleſen, beſtimmte Bedeutungen zeigten, ein für konkrete Zuſtände und Fälle zutreffendes Augurium herauszuleſen. Dies gab dann die Richtſchnur für alle zur Abwendung von Zauber beſtimmte Handlungen ab. Dieſer Gebrauch erinnert einigermaßen an das Weisſagen ſüdafrikaniſcher Häuptlinge und Zauberer.

An afrikaniſche Art erinnert ferner die Furcht vor den Matautoa, Ambiroa oder Kolo, d. h. vor den Geiſtern der Geſtorbenen. Man ſuchte dieſelben durch Opfer zu verſöhnen und bei Gnaden zu erhalten. Hauptaufenthalt dieſer Geiſter iſt der hohe waldbekränzte, zwiſchen Betſileo und Tanala gelegene Berg Ambondrombe, von deſſen Gipfel her erſchreckende Geräuſche ertönen. Der Reiſende Shaw, welcher dieſen Gipfel erſtiegen hat, ſchiebt die Entſtehung ſolcher Geräuſche auf den durch enge Schluchten ſtreifenden, meiſt öſtlichen Wind, welchem von den vor dem Ausgange der Schluchten gelegenen Höhen ein gleichmäßiger Hindurchzug gewehrt wird.

Endlich betrieben die Madagaſſen auch Mond- und Sterndeuterei. Vergebens hat man aber bei dieſem Volk nach deutlichen Spuren einer wirklichen Gottesverehrung geſucht. Die unter ihnen Chriſten Gewordenen hängen ihrer neuen Religion zum Teil mit Überzeugung und mit Innigkeit an, wie man das z. B. bei der unlängſt nach Deutſchland geſchickten Howa-Geſandtſchaft bemerkt haben will. Indeſſen ſcheint auch dieſer Stamm (nach Audebert), von Hauſe aus heuchleriſchen Charakters, im ganzen weit mehr nur die Vorteile des Verkehrs mit den wohlunterrichteten und techniſch geſchickten Miſſionären als die natürliche Liebe zur Religion im Auge behalten zu wollen. Unter

dem christlichen Deckmantel, welcher z. B. die Heiligung des Sonntags begünstigt, wuchert noch der unsinnigste Aberglaube. Man veranstaltet jetzt nach wie vor alte stockheidnische Augurien von der oben beschriebenen Art.

Bei dem auch in Madagaskar allgemein herrschenden Glauben an das Fortleben der Geister der Verstorbenen haben sich umständliche Bestattungsfeierlichkeiten entwickelt. Der Tod an sich wirkt angenommenermaßen verunreinigend auf die Umgebung. Die selbst nur einmal benutzte Totenbahre wird als unrein weggeworfen, die Kleider der Zeugen eines Begräbnisses müssen gereinigt werden. Erst einen Monat nach stattgehabter Bestattung dürfen die Teilnehmer derselben das Königshaus betreten oder sich ihrem Herrscher nahen. Bei den Howa werden nach Sibree und anderen die Gräber mit rohen, durch langsame Feuerwirkung losgesprengten Platten von angeblich augitischem Gestein ausgefüllt, deren Transport nach entlegenen Ortschaften mit vielen Beschwerden verknüpft ist. Alt und jung, Freie und Sklaven, beteiligen sich unentgeltlich an derartigen Transporten. Der Gräberplatz wird bei Vornehmen für deren Familie mit einer Lehmmauer eingehegt. Ein solcher liegt manchmal auf oder neben dem Hof des Besitzers. In den Grabhöhlen selbst pflegte man früher die roh zugerichteten Platten ohne Mörtel in hohen Bauten zusammenzufügen, jetzt aber mauert man für angesehene Personen wirkliche Grabmonumente, selbst umfangreiche Mausoleen auf, und versieht sie mit architektonischen Zieraten nach europäischen oder arabischen Mustern. Die Leichen werden in möglichst viele Lambas eingewickelt, welche bei angesehenen Leuten aus roter Seide bestehen müssen. Die alte, bei den südafrikanischen Damara oder Herero noch heut bestehende Sitte, alle Gräber mit Votivpfählen zu bepflanzen und an diese die Schädel der bei den Totenmählern geschlachteten Ochsen aufzuhängen, ist auf Madagaskar jetzt in Abnahme gekommen. Innerhalb der Stadt Antananariwo darf kein Toter mehr beerdigt werden. Über dem Grabe eines vornehmen Howa errichtet

man hölzerne fenſterloſe Häuſer, in denen häufig der wertvollſte Beſitz des Verſtorbenen niedergelegt wird. Die Könige werden in ſilbernen, aus zuſammengeſchweißten Thalern hergeſtellten Särgen beigeſetzt. Nach dem Tode eines Herrſchers wird eine große Landestrauer veranſtaltet und auf zum Teil recht abſonderliche Weiſe ausgeübt.

Die Betſileo ſchmücken ihre Gräber mit Stein- und Holzbauten, auch mit zierlich geſchnitzten Holzpfählen. Dieſe könnte an die polyneſiſchen Moraïs erinnern.

Das Gerichtsverfahren der Madagaſſen beruhte früher zum großen Teil auf der Anwendung von Ordalien oder Gottesurteilen. Obenan ſtand die Verordnung des Tangena oder Tangen, eines Gifttrankes, mittelſt deſſen man Zauberer und Bezauberte entdecken, Diebe und Mörder entlarven, auch Entſcheidungen über das Beſitzrecht treffen zu können glaubte. Tangena iſt ein kleiner Baum aus der Familie der Apocynaceen (Tanghinia venenifera), mit ſechs Zoll langen, fleiſchigen, an den Zweigenden befindlichen, und ſteif emporgerichteten Blättern, ſowie mit zwei bis drei Zoll langen rundlich-eiförmigen, grün und purpurgetüpfelten Steinfrüchten. Aus letzteren wurde der betreffende Gifttrank bereitet, welchen man bei geringeren Beſitzſtreitigkeiten den herzugebrachten Hunden, Hühnern oder dergleichen eingab. Starb eines der Verſuchstiere, ſo wurde ſein Beſitzer verurteilt. In ſchwereren Fällen mußte aber der Verklagte den Trank ſelber zu ſich nehmen. Blieb die Perſon am Leben, ſo war ſie unſchuldig. Starb dieſelbe, ſo galt ihre Schuld als erwieſen. In Antananarivo wurde während der Heidenzeit das Tangenagift nur dann als Beweismittel angeſehen, wenn es als ſtarkes Brechmittel wirkte. Der Angeklagte mußte hierbei eine große Portion Reis, alsdann drei etwa thalergroße Stücke von der Haut einer beſtimmten Vogelart und endlich eine Probe von der geſtoßenen, mit Bananenſaft gemiſchten Tangenafrucht zu ſich nehmen. Eine Art Fetiſchprieſter und Hexenbeſchwörer, der Panazu doha, legte die Hand auf den Kopf

des Angeklagten und rief ihm die Verwünschungsformeln zu, welche ihn im Falle der Schuld persönlich treffen sollten. Bald darauf bekam der Angeklagte viel Reiswasser zu trinken. Darauf erfolgte starkes Vomieren. Fand man nun in dem Erbrochenen die drei Stücke Vogelhaut wieder, so lag die Unschuld zu tage; fand man sie nicht, so war die Schuld klar erwiesen. Die angeblich überführten Sklaven wurden in entfernte Orte verkauft. Dagegen wurden die Sklaven des königlichen Hofhaltes ebenso wie die Freien, welche in dem Gottesurteil unterlegen waren, mit Reisstampfen erschlagen, erdrosselt, zum Hunger- oder selbst zum Feuertode verdammt. Indessen wirkte das Gift häufig so schnell und so stark, daß der es Genießende noch während der Prüfung verstarb. Am 29. März 1830 gab man zu Antananariwo einer großen Anzahl Personen, darunter hohen Würdenträgern, den Tangenatrank. Die hierbei befindlichen Adligen wußten die üblen Folgen von sich abzuwenden, wogegen die Geringeren sämtlich starben. Die siebzehn Überlebenden hielten dann, hoch zu Palankin, unter dem Jubel der Menge ihren Einzug in die Stadt. Wie bei den meisten Hexenprozessen in Afrika und selbst in der europäischen Vergangenheit, spielt die Habsucht des Richters eine hervorragende Rolle. Wird der Ski, oder Beamte, welcher den Trank zu machen hat, vorher gehörig bestochen, so mischt er das Gift in so günstigen Verhältnissen, daß der Angeklagte durchkommt. Man hat es also in seiner Gewalt, zu retten oder zu opfern, wen man will. Stirbt der dem Ordal Unterworfene, so erhält der Ski den vierundzwanzigsten Teil des fast immer mit Beschlag belegten Vermögens des Geopferten. Kommt der Angeklagte durch, so hat er dem Ski Geschenke an Geld und Naturalien einzuhändigen. Arme Leute verlieren in den meisten Fällen das Spiel. Sibree erzählt, das Volk habe fest an die übernatürliche Macht dieses Gottesurteils geglaubt und öfters selbst von den Behörden verlangt, durch den Trank geprüft und dadurch von irgend einem Verdacht gereinigt zu werden. Dies geschah, trotzdem die Leute

mit Sicherheit vorausſehen konnten, daß einige von ihnen ihrer Leichtgläubigkeit zum Opfer fallen würden. Da manchmal ganze Dörfer ſich dem Gottesurteil unterwarfen, ſo war die durch dasſelbe veranlaßte Sterblichkeit ſehr groß. Leute, welche zur Zeit der Chriſtenverfolgung zum Tangenatrank verurteilt worden waren, hatten zwar die oben erwähnten Hauptſtücke unverletzt von ſich gegeben, wurden aber nichtsdeſtoweniger noch zwei Tage lang ſcharf beobachtet. Sie durften nicht einmal ausſpeien, um ſich von dem bitteren Geſchmack im Munde zu befreien. Hätten ſie dies gethan, ſo würden ſie nachträglich doch mit dem Tode beſtraft worden ſein. Seit 1865 iſt zwar das Tangena verboten, indeſſen taucht es ſelbſt im Howa-Gebiet immer wieder von neuem auf. So z. B. haben nach Sibree im Jahre 1878 die Einwohner eines unſern Antananariwo gelegenen Dorfes bei Gelegenheit einer Fieberepidemie das Tangena zu ſich genommen. Mehrere ſind daran geſtorben, die übrigen Dorfbewohner wurden indeſſen von der Regierung ſtrenge beſtraft.

Die Howa unterhalten in jeder größeren Ortſchaft einen Richter nebſt Beiſitzern. Die Beſtechlichkeit dieſer Beamten ſoll alle Grenzen überſteigen.

Dies Volk teilt ſich in drei ziemlich ſcharf voneinander geſonderte Klaſſen ab. 1) Andriana oder Adlige. Sie heiraten nur unter ſich und verdanken ihre Entſtehung wohl teilweiſe fremden Eingeborenenſtämmen. In gewiſſen Gebieten der Inſel ſcheinen die Andriana von arabiſchen und komoriſchen Einwanderern abzuſtammen, d. h. von jener Art Leuten, wie ſie ſich durch Klugheit und zähe Energie hier und an anderen Stellen ſowohl Afrikas als auch Aſiens, eine bevorzugte Stellung zu erwerben verſtehen. Ein übriger Teil der Adligen der Howa ſchreibt ſich von alten fürſtlichen Landesfamilien und von geringeren aber verdienſtvollen Leuten her. Wieder andere verdanken ihr Emporkommen der Herrſcherlaune. Unter dem erſten Radama wurden eine Menge Wohinanitra kreiert, eine Art Bevorrechtigter, welche man aus der Zahl verdienter Beamter und

Kriegsleute wählte. Indeſſen waren dieſe Wohinanitra keine erblichen Andriana. Letztere zerfallen wieder in Miramila oder Krieger und in Borizano oder Civilperſonen. Ihnen gehören die Miniſter, Gouverneure, Offiziere, höheren Zollbeamten, Richter und großen Kaufleute an. Die geringeren Kaufleute, die Handwerker, niederen Militärperſonen, Jäger, Fiſcher, Schiffer u. ſ. w. zählen zu einer geringeren Klaſſe. Dieſelben bilden 2) die Howa, d. h. den Mittelſtand, die Bürgerlichen. Obwohl Freie, ſind die Howa dennoch zu unentgeltlichen Frohndienſten, Fananpoana, gegen die Königin und deren Regierung verpflichtet. 3) Die Sklaven, Andewo, ſtammen meiſt von Kriegsgefangenen aus den Zeiten Radama I. und ſeiner böſen Witwe Ranowalona I. ſowie von eingeführten afrikaniſchen Schwarzen, endlich von ſolchen Howa ab, welche als Zazahowa wegen Schulden oder Vergehungen der Sklaverei verfallen ſind. Dieſe drei Klaſſen der Andriana, Howa und Andewo vertreten inſofern wirkliche Kaſten, als die erſteren nicht Howa, dieſe nicht Andewo zu heiraten pflegen. Manche Unterklaſſen der Andriana beſitzen eine Art von beſonderen Adelsprivileg. Die eingeführten Afrikaner ſind jetzt meiſt Freie geworden. Übrigens iſt die Sklaverei hier ſowenig wie auf dem afrikaniſchen Feſtlande irgend wie drückend. Baron v. d. Decken beklagte ſich mir gegenüber bitter über die Impertinenz verſchiedener madagaſſiſcher Sklaven, welche ſich als zur Familie gehörig betrachtet und ſtets eine Art Privileg zu ihrer Arroganz geſucht hätten.

Von allen Seiten hört man es übrigens beſtätigen, daß die Andriana im Verkehr niemals auf ihre Stellung und Privilegien pochen. Sie thun ſich in nichts Beſonderem vor den übrigen Gliedern ihrer Nation hervor. Das Howa-Reich iſt ein despotiſch regierter Staat, in welchem der Herrſcher, zur Zeit wie wir wiſſen ein weiblicher, ſeinen oberſten Willen diktiert. Dieſer Wille aber zügelt und zwingt das ganze Land auf eine ebenſo geheimnisvolle wie ſtarke Weiſe. Zwar fehlt es dem Howa-Regiment nicht an jenen vielſeitigen Schwächen und In-

korrektheiten, die wir mit dem Kollektivnamen: „orientaliſche Wirtſchaft“ bezeichnen wollen; indeſſen muß man doch anerkennen, daß ſich ihr Staatsorganismus mit leidlicher Feſtigkeit durcharbeitet. Hier ſcheint eine überlieferungsgemäße Richtſchnur zu exiſtieren, welcher die Beamten unbedingt Folge leiſten. Da allerhand ſchreckliche Strafen an Leib und Leben, die Ungehorſamen und Saumſeligen bedrohen, ſo üben die Beamten mit halb inſtinktiver Folgerichtigkeit ihre Befugniſſe aus. Die Königin beutet, wie Audebert uns kennen lehrt und was auch v. d. Decken ausgeſprochen hat, ihre Untergebenen auf ſchonungsloſe Weiſe aus, indem ſie alles was ſie im Beſitztum dieſer Leute auskundſchaftet, zum Geſchenke heiſcht. Eine Ablehnung würde ſchwere Ahndung nach ſich ziehen. Wie furchtbar und wie unheimlich rückſichtslos der hieſige Despotismus waltet, das erzählt Audebert in folgender wahrhaft erſchütternden Weiſe: „Hat ein hoher Beamter den Verdacht auf ſich gezogen, den höchſten Intereſſen entgegen zu handeln, oder wird ein Truppenbefehlshaber zu einflußreich, dann iſt ſein Schickſal ſtets entſchieden. Die ganze Geſchichte wird aber ſo geräuſchlos und höflich abgemacht, daß man jahrelang auf Madagaskar leben kann, ohne davon Kenntnis zu haben. In einem ſolchen Falle nämlich erſcheint eine Geſandtſchaft der Königin, welche vorerſt dem Betreffenden deren Zufriedenheit ausſpricht und ihren Dank für ſeine gewiſſenhafte Amtserfüllung. Darauf findet ein Feſteſſen ſtatt, woran alle am Platz befindlichen Offiziere teilnehmen. Hier wird dem Verurteilten nun eine Frucht oder ein Becher mit einer Flüſſigkeit überreicht als Geſchenk der Königin und Zeichen ihrer Gnade mit dem Erſuchen, die Frucht zu eſſen oder den Becher auf ihr Wohl zu leeren. Jetzt geht allerdings dem Unglücklichen, der wohl ſchon früher ähnlichen Fällen beigewohnt haben mag, ein Licht auf, und nun tritt das Unerhörte ein, welches beweiſt, von welch' allmächtiger Gewalt der Despotismus ſein kann, wenn er von Jugend an die Freiheit des Denkens und Handelns unterdrückt hat. Zitternd ſetzt der dem Tode Verfallene den

Becher an die Lippen, trinkt mit dem Rufe: Es lebe die Königin! und zieht ſich dann zurück, um zu ſterben. Freilich wäre er im Weigerungsfalle gleichfalls verloren, denn unter dem Vorwande, nicht auf das Wohl der Königin trinken zu wollen, würde er ſofort als Verräter von Lanzen durchbohrt niederſinken. — Man ſollte meinen, ein Mann und hauptſächlich ein Soldat würde letzteren Tod vorziehen; es iſt aber kein Fall bekannt, daß ein zum Giftbecher vielleicht ſchuldlos Verdammter dieſen in einem Gefühl entrüſteter Aufwallung zerſchmettert hätte. Nein, der Howa bleibt gehorſam und — anſtändig bis in den Tod! Sich zu widerſetzen kommt ihm gar nicht einmal in den Sinn." Nach Lacaze überreicht den mißfällig gewordenen Perſonen ein Simandoa oder Abgeſandter der Königin nicht ſelten ein eiſernes Stäbchen mit dem Erſuchen, es ſich von unten her in den Körper einzuführen. Hat nun der alſo Verurteilte nicht den Mut zur Ausführung der eigenhändigen That, ſo übernimmt der Simandoa dieſelbe und es ſtirbt der Betroffene an den Folgen einer ſolchen Operation, ohne weſentliche (vom Volke ſtets verabſcheuete) Blutſpuren zu hinterlaſſen.

In dieſem ſonderbaren Staate werden beim Antritt der Regierung eines neuen Herrſchers die abergläubiſcheſten Huldigungsceremonieen geleiſtet. Höhere Perſonen vollziehen nach Sibree das Lefonombi oder das Spießen des Kalbes, indem ſie ein ſolches Tier ſchlachten, ihm die Knochen zerbrechen und bei den hineingeſteckten Speeren ſchwören, wie das verſtümmelte Tier zu werden, falls ihrerſeits ein Treubruch begangen werden ſollte. Das geringe Volk begnügt ſich mit dem Welirono oder dem Schlagen und Beſchwören eines Teichwaſſers oder eines mit Waſſer gefüllten Kahnes, wohinein man vorher allerhand unſinnigen Kram geworfen hat.

Erteilt die Königin einem ihrer Unterthanen oder einem Fremden Gehör, oder vollführt irgend einer ihrer Würdenträger als ihr Stellvertreter eine feierliche Amtshandlung, ſo wird der Haſina, ein ſpaniſcher Kolonnaden- oder franzöſiſcher Fünffran-

kenthaler unter Segenswünſchen für das Gedeihen der Herrſcherin als Geſchenk dargebracht.

Sobald die Königin ihren Palaſt verläßt, wird ſie von den Würdenträgern, von Soldaten und Dienern umringt und geleitet. Über ihr wird, wie bei den afrikaniſchen Despoten in Dahome, Aſchanti, Wadai, Bagirmi, in Abyſſinien u. ſ. w., ein Sonnenſchirm gehalten, der die ſcharlachne Leibfarbe des Howakönigtums zeigt. Alles was auf den Straßen geht, auch die Fernſtehenden, verneigt ſich ehrfurchtsvoll, reckt die Hände aus, ſpricht Begrüßungs- und Segenswünſche aus, ſobald nur der königliche Aufzug ſichtbar wird. Die Herrſcherin ruht auf hohem Tragſeſſel, ſteigt aber, von weiteren Reiſen zurückkehrend, auf dem in Antananariwo befindlichen heiligen Stein ab, von wo aus ſie die Parade der Truppen abnimmt und dem Donner der Geſchütze lauſcht, welche zu ihrer Begrüßung abgefeuert werden. In jeder Verſammlung beſteigt ſie den am höchſten gelegenen Platz, ſo z. B. in der Kirche die höchſte Galerie. Wird ein Haus aufgebaut, ſo ſpendet der Eigentümer dem höchſten anweſenden Truppenbefehlshaber einen Haſina oder Thaler und vollzieht damit die ſymboliſche Anerkennung der Oberhoheit des Herrſchers über allen Grund und Boden.

Die Ehrfurcht vor dem Herrſcher äußert ſich ferner bei jedem Gaſtmahl, möge es noch ſo fern von der Hauptſtadt abgehalten werden, indem ſich dabei der Toaſtende nach der Richtung des königlichen Palaſtes hinneigt. Tritt eine Truppe, auch auf dem entfernteſten Wachtpoſten des Landes, unter Gewehr, ſo wendet ſie ſich beim Präſentieren der Waffe ebenfalls der Richtung des Königspalaſtes zu. Wird königliches Eigentum durch die Straßen getragen, ſo weicht jedermann, das Haupt entblößend, auf die Seite. Läuft gerade ein Hund vorbei, ſo wird er ohne weiteres niedergeſtoßen. Sibree vergleicht dieſen Gebrauch mit einem ähnlichen Zeremoniell am Hofe des alten Hawaikönigs Kameamea.

Bei jeder am Königspalaſt vorzunehmenden Arbeit wirkt

Fig. 25.

Audienz einer britiſchen Geſandtſchaft vor der Howa-Königin zu Antananariwo.

hoch und niedrig aus freiem Antriebe und mit möglichſtem Eifer. Hat die Königin eine öffentliche Botſchaft auszurichten, ſo geſchieht dies in der Kabari oder Volksverſammlung, in welcher Einige mit vollem Unrecht die erſten Anfänge einer Repräſentativverfaſſung erblicken wollen. Dieſe Kabari werden vom erſten Miniſter eröffnet, der ſtets die königliche Botſchaft verkündet. Die Vertreter der verſchiedenen Klaſſen antworten in ſtundenlangen wohlgeſetzten Reden. Dabei geraten ſie manchmal in lebhaften Affekt, werfen das Umhängetuch ab, greifen zu den Waffen, tanzen, ſpringen umher und brüllen. Die ganze Verſammlung ſtimmt dann in die Begeiſterung ein, welche ſich gegen wirkliche und eingebildete Feinde der Königin zu wenden pflegt. Dies errinnert an Szenen, wie ſie an afrikaniſchen Höfen, bei Abyſſiniern, Gala, Waganda u. ſ. w., wie ſie in der Khotla, in Schauris und Palavern vor ſich gehen. Manchmal hält die Königin ſelbſt, unter großem Gepränge, ihre Kabaris ab. Der geiſtvolle Reverend W. Ellis bildet in ſeinen „Visits to Madagascar“ ſehr hübſch eine Prozeſſion von königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen ſowie eine Audienzſzene zu Antananariwo ab.

Unter den Howa-Beamten werden nur die Schullehrer regelrecht beſoldet. Alle anderen, vom höchſten bis zum niedrigſten, leben von Privateinkünften, von der Haſina (S. 79), von ſonſtigen Geſchenken, von Erpreſſungen und Diebſtählen, welche ſie an den Regierungskaſſen begehen. Die nicht unbedeutenden Einkünfte der Gouvernements erwachſen aus den Zöllen und Steuern. Sie werden entweder vom Hofhalte verſchlungen oder verſchwinden auf dem Wege der Veruntreuungen.

Die bisher ſcheußlich gehaltenen Wege (Fig. 26) ſind erſt jetzt behufs allmählicher Verbeſſerung in Angriff genommen worden. Nur ſehr wenig Geld wird auf Unterhaltung und Armierung der im Lande zerſtreuten, aus Steinwällen oder feſten Paliſſadenreihen beſtehenden Forts oder auf die Bewaffnung und Equipierung des Heeres verwendet. Weder Offiziere noch Soldaten erhalten Löhnung. Kein Wunder, daß auch dieſe

Fig. 26.

Baumſteg auf Madagaskar.

Fig. 27.

Tamataiwe vom Meere aus gesehen.

Fig.

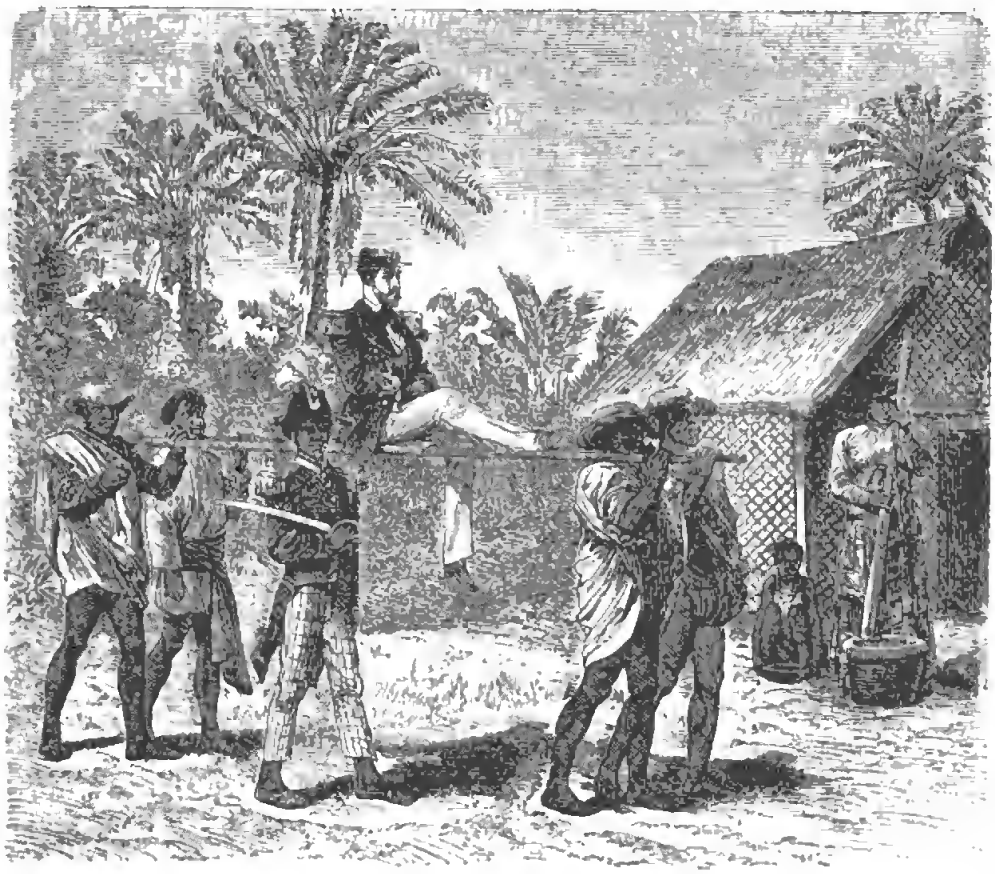
Straßenszene in Tamatawe.

armen, oft ſchwer geplagten und ausgebeuteten Menſchen ſich auf Erpreſſung, Plünderung und Diebſtahl verlegen. Mit ihrer ſchlecht disziplinierten und halbverhungerten Armee vermag die Howa-Regierung höchſtens den eingeborenen Horden zu imponieren, europäiſchen Feinden gegenüber aber nur dann etwas zu leiſten, wenn ſie ſich die Unwegſamkeit des Landes und die Ungeſundheit namentlich des Küſtenklimas geſchickt zu Nutze zu machen verſteht.

Der Handel Madagaskars iſt nicht unbedeutend, ruht aber meiſt auf den Plätzen der Oſtküſte. Hier iſt Tamatawe das Hauptemporium. Hervorragende Ausfuhrartikel ſind Häute, Hörner, Talg, Wachs, Rinder, Schweine, Schmalz, geſalzenes Fleiſch, Federharz, etwas Kaffee und Vanille, viele Matten und aus Schraubenpalmblättern verfertigte Säcke zum Emballieren des Rohrzuckers, des Kaffees, Tabaks und Reiſes. Eingeführt werden dagegen graue und gebleichte, auch farbige Baumwollgewebe, fertige Kleidungsſtücke, Schirme, Wäſche, Glaskorallen, Quincaillerien, Porzellan, Steingut, Glasware, Wein, Rum, Liköre, Petroleum, Eiſengerät, kleineres Hausgerät, Pferde u. ſ. w. Während nun zur Zeit Franzoſen und Engländer heimlich miteinander um die politiſche Hegemonie hadern, haben nach F. Robert die Amerikaner den größten Teil des madagaſſiſchen Handels an ſich gebracht. Sie monopoliſieren jetzt zum Nachteil der früher eingeführten Mancheſtergewebe den Vertrieb der Baumwollenartikel. Auch deutſche Handelshäuſer entwickeln zur Zeit einige Rührigkeit. Der Handel mit dieſer Inſel würde ſich noch weit günſtiger geſtalten, wenn deren Eingeborenen minder faul und indolent, minder mißtrauiſch gegen Fremde, in Handelsangelegenheiten nicht ſo entſetzlich neidiſch und im Geldausgeben nicht ſo knauſerig wären. Nach Tamatawe ſchaffen übrigens die an kleineren Küſtenplätzen verſtreueten europäiſchen Kaufleute ihre Exportartikel mittelſt Küſtenfahrzeugen. Ein guter Teil der natürlichen Erzeugniſſe des Landes bleibt unbenutzt. Man läßt zahlloſe Häute von Rindern und Ziegen verfaulen, Waldhölzer und Früchte verkommen u. ſ. w.

Haupthinderniſſe für den Aufſchwung des Handels bilden der Mangel an ordentlichen Verkehrswegen, ſowie die Umſtändlichkeit und die mangelhafte Entwickelung des Transportes von Perſonen und Sachen. Gebahntere Straßen bereiſt man auf Tragſeſſeln, Filanjana, welche von 8—12 Leuten, welche ſich

Fig. 29.



Filanjana.

alle Augenblicke ohne anzuhalten ablöſen, in ſchnellſter Gangart von dannen bewegt werden. (Fig. 29.) Solche Träger ſchaffen täglich an die 60 Kilometer Weges. Übrigens reitet man auch Zebus und Pferde. Europäer müſſen, um unterwegs kampieren zu können, Reiſezelte, Thee und Kaffee, Kochgeſchirr und Proviſionen mit ſich führen. Waren werden wie in Afrika, auf den Köpfen der Träger

weitergeschafft. Diese rekrutieren sich meist aus dem Stamme der Besanzano. Sibree rühmt den guten Willen der Personen- und Lastträger. Die Flußreisen werden auf etwa 40 Fuß langen und drei Fuß breiten Kanoes, Einbäumen aus dem Holze des Warongi (Calophyllum inophyllum) zurückgelegt. Jeder derselben wird mit einigen spatelförmigen Rudern fortbewegt.

Die Howa-Regierung erhebt in Waren zahlbare Einfuhrzölle von 10%. Ausgeschlossen vom Import sind Pulver und Blei, welche bloß das Gouvernement einführen darf, vom Export sind Kühe und Bauholz ausgenommen. Die 10—35% betragenden Ausfuhrzölle werden nach einem bestimmten Tarif erhoben.

Man unterscheidet Wolatsiwaki, d. h. unzerteiltes Geld, d. s. ganze Kolonnaden- oder Fünffrankenthaler und geteiltes Geld, indem man den Thaler zunächst in vier Stücke teilt und diese einzeln abwägt. Andere kleinere Münzeinheiten werden bei den Howa durch noch feinere Münzzerstückelungen und durch Reiskörner beglichen. Gern vergräbt der geizige und habgierige Madagasse sein bares Geld.

Die Anzahl des Howa-Volkes wird sehr verschiedenartig angegeben, dürfte aber nach Grandidier in Imerne allein eine halbe Million betragen. Ihre Hauptstadt Antananariwo, d. h. die Tausend-Stätte, ist auf hügeligem Terrain gelegen. Terrassenförmig sich erhebend bietet die Stadt mit ihren vielen Hütten, ihren größeren Giebelhäusern und ihren Kirchen natürlich einen imposanteren Anblick als die übrigen Ansiedelungen dar. Der königliche Palast ist mit einem hohen schmal zulaufenden Giebeldach und mit luftigen, von starken Balken gestützten Verandas umgeben (Fig. 25). Dergleichen zeigen auch andere bessere Gebäude (Fig. 30). Nur wenige derselben bestehen aus Stein, die meisten sind aus Holz, Bambus, Binsen und Lehm aufgebaut. Die Schindelbedachung ist selten, meist sieht man nur die auf S. 62 erwähnte Art von Dachwerk angewendet. Die Straßen sind bei der völligen Regellosigkeit der Gebäudeanlagen hin- und hergebogen, steil, holprig und nach schlechtem Wetter kaum

Fig. 30.

Antananarivo.

passierbar. Auf den hiesigen Marktplätzen geht es lebhaft her: nach einem Bericht vom 15. Mai 1882 wurden daselbst Reis, Mais, Kaffee, Wachs, Zucker, Roheisen, Rinderhäute, Hausgeflügel, Zeuge, Seife, Rinder, Schafe, Rindstalg, Klauenfett, Rind- und Schaffleisch, Schmalz, Rizinusöl, Hanf, Ziegel und Kartoffeln feilgeboten. Eine Aufzählung der damals üblich gewesenen Marktpreise dürfte jedoch hier zu weit führen.

Tamatawe ist eben gelegen und zeigt zwischen seinen von lustigen Pergolas umgebenen Häusern ein reges Verkehrsleben. (Fig. 28.)

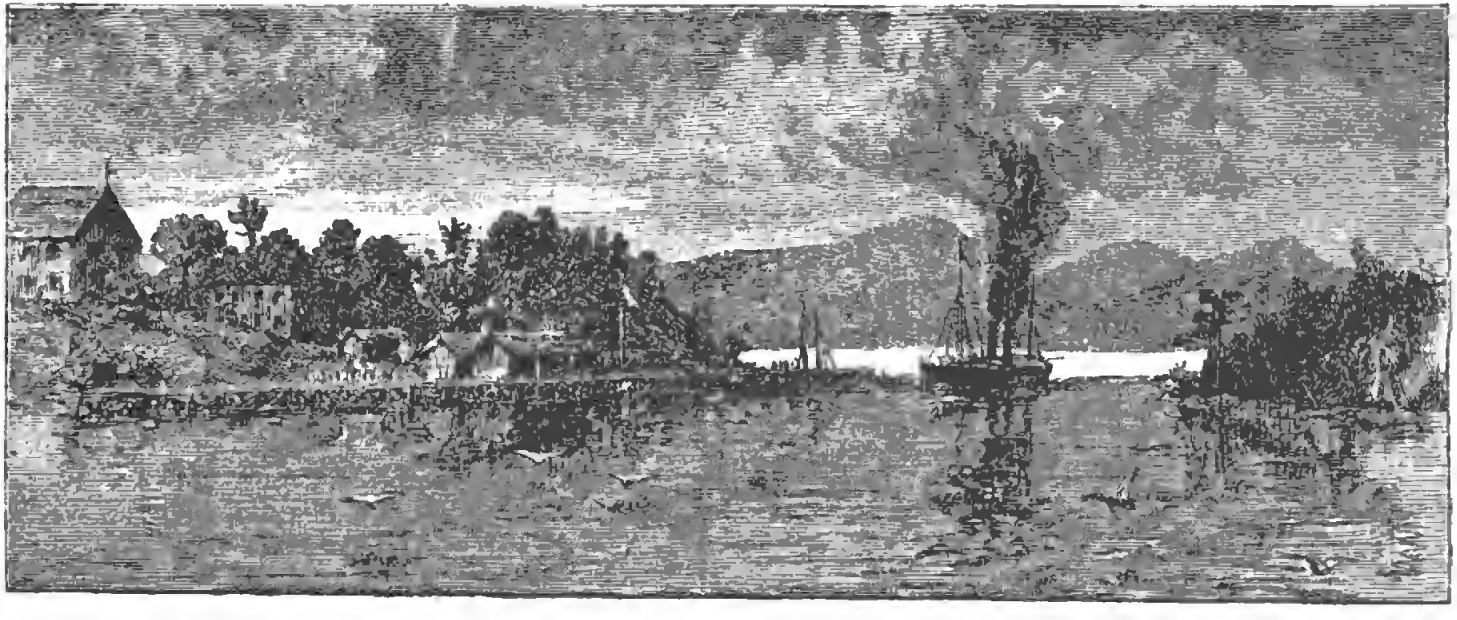
C. Die außer dem Howa-Reich gelegenen Gebiete und Stämme von Madagaskar.

Der mächtigste und interessanteste Stamm nächst den Howas sind die Sakalawas (das a in der Mitte weniger hörbar). Dieselben nehmen fast die die gesamte Westküste ein. Der Name Sakalawa ist eine Sammelbezeichnung, mittels deren man die vielen Stämme des Westlandes, welche früher ein jeder von eigenen Fürsten beherrscht wurden, zu umfassen pflegt. Der spezielle Name Sakalawa dürfte eigentlich nur auf einen ursprünglich an einem gleichnamigen Flusse angesiedelt gewesenen Stamm des Südwestens Anwendung finden. Dieser Stamm hat die übrigen Weststämme allmählich unterjocht und ihnen den oben aufgeführten Gesamtnamen hinterlassen. Man teilt jetzt die westlichen Stämme der Insel in die Sakalawa von Menabe oder diejenigen des Südens und in die Sakalawa von Iboina oder die Sakalawa des Nordens ein. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren diese Leute ein sehr mächtiges Volk, welches verschiedene andere Inselstämme unterjocht hatte und welchem im Beginn dieses Jahrhunderts selbst noch die Howa gehorchten. J. Prior erzählt, daß zur letzteren Zeit die Sakalawa einen lebhaften Handel mit Europäern und Komorauern trieben, ja

Fig. 31.

Bai von Bembatok.

Fig. 32.



Roſſibe.

daß ſie mit ihren wetterfeſten und gut bemannten Kanoes ſogar die einſam gelegenen Küſtenorte von Moſambique beunruhigt hätten. Ein Sammelplatz ihrer Kanoe-Flottillen war die Bembatok- oder Bombetok-Bai (Fig. 31).

Radama I. hat nun ſeinerſeits wieder die Sakalawa unterjocht, welche noch heute, ſoweit der Einfluß der Howa-Garniſonen ſich erſtreckt, der Königin zu Antananariwo ſcheinbar huldigen, ſich übrigens aber, namentlich im Süden der Weſtküſte, gänzlicher Unabhängigkeit erfreuen. Ein Teil der nördlichen Sakalawas hat ſich, um der tyranniſchen Herrſchaft der Howa zu entgehen, in den Schutz der franzöſiſchen Anſiedelung zu Noſſibe (Fig. 32) begeben.

Fig. 33.

Sakalawa.

Hildebrandt, welcher die Sakalawa nach wiſſenſchaftlich-anthropologiſcher Methode unterſucht und eine Anzahl derſelben gemeſſen hat, beſchreibt dieſelben als mittelgroße, ſchlanke aber dennoch kräftige Leute mit breiter, platter Naſe, dicken Lippen und geringem oder gänzlich fehlendem Bartwuchs. Der Kopfbau iſt nach den von R. Virchow veranſtalteten Schädelmeſſungen mittelköpfig mit einer Hinneigung zur Kurzköpfigkeit Das Geſichtsprofil iſt nach Hildebrandt negroid, d. h. demjenigen unſerer Nigritier ähnlich. Nach Aurel Schulz haben die ſüdlichen Sakalawas eine breite aber vorragende Naſe, zeigen jedoch nicht ſo breite und wulſtige Lippen wie die Kaffern. Weder die nach

Berlin geſendeten Sakalawa-Schädel noch das beifolgende, angeblich einem echten Sakalawa-Manne angehörende Profil (Fig. 33) laſſen eine ſehr ausgeſprochene Schiefzähnigkeit (Prognatie) erkennen. Wenn Hildebrandt daher von einer durchweg prognaten Kieferſtellung dieſer Menſchen ſpricht, ſo glaubt Virchow dies daraus erklären zu können, daß jener Gewährsmann außer der Stellung der Kieferknochen auch die der Lippen in Betracht gezogen habe. An dem hier abgebildeten Profil fällt die ſtarke Wölbung der ziemlich hohen Stirn und die ziemlich hohe Scheitelentwickelung auf. Virchow bemerkt von den Sakalawa-Schädeln, daß deren beträchtliche Höhe das Geſicht entſchieden drücke, ſo daß, da zugleich die hohen Augenhöhlen einen großen Teil

Fig. 34.

Füße eines männlichen Sakalawa.

des Raumes wegnehmen, für den Kieferanteil ein verhältnismäßig beſchränkter Platz bleibt. Die Jochbogen ſtehen an den Schädeln ſtark hervor und ſind ſehr gebogen; die Seitenteile des Geſichtes werden dadurch um ein Beträchtliches verbreitert. Die Schultern ſind breit, die Waden meiſt entwickelt. Hildebrandt rühmt die ſchöngeformten Füße dieſes Stammes. Beifolgende Abbildung läßt jene unter den Nigritiern ſo verbreitete ausgetretene Fußbildung mit etwas vorſtehenden Hacken und zwar kurzen aber wohlgegliederten Zehen erkennen (Fig. 34). Das Haar der ſüdlichen Sakalawa iſt lang, wellig, mit nur geringer Neigung zur wollartigen Aufrollung. Das umfangreiche dichte Haartoupée dieſer Leute erinnert im ganzen an die

(natürliche) Tracht dieſer Bedeckung unter den verſchiedenſten Stämmen Oſtafrikas (Fig. 35).

Die Frauen flechten ihr Haar in viele kleine lockenartige Bündelchen (Fig. 36). Dem dunklen Hautkolorit dieſer Leute liegt ein an das Vandyckbraun unſerer Malerateliers erinnernder, in Biſter- und Asphaltbraun variierender Ton zu Grunde. Die im allgemeinen afrikaniſch-nigritiſch organiſierten Sakalawa

Fig. 35.

Haartracht eines (dem Bechuana-Volk angehörigen) Mantati Südafrikas.

dürfen, wie wir S. 42 bereits angedeutet haben, weniger mit den Bantu oder Kaffern als mit nördlicher von dieſen wohnenden Stämmen in Einklang gebracht werden. Sie verdanken als individuenreiches kompaktes Volk — J. Mullens ſchätzt ihre Anzahl auf 500 000 — ihren Urſprung keineswegs eingeführten afrikaniſchen Sklaven, ſondern höchſtens einer echt-afrikaniſchen Invaſion. Wann dieſe etwa ſtattgefunden haben könnte, bleibt vor der Hand noch völlig dunkel. Daß übrigens die Sakalawas

hier und da einer Miſchung mit fremden, nichtafrikaniſchen Bevölkerungselementen anheimgefallen ſind, beweiſen die phyſiſchen Züge nicht nur vieler Individuen, ſondern ſogar ganzer Familien. Komoraner, Araber und Malayen dürften bei dieſer Miſchung ein Hauptkontingent geliefert haben.

Die Sakalawa gürten ſich mit einem Lendenſchurz, welcher

Fig. 36.

Sakalawa-Frau.

nach Hildebrandt einem dunkelgefärbten, eigentümlich gemuſterten Gewebe der Raphia-Palme (S. 16) angehört. Außerdem tragen ſie die landesübliche Lamba über der Schulter. Um den Hals wird eine Schnur roher Glasperlen, um die Knöchel wird eine Kette von Eiſendraht mit zollgroßen Gliedern gelegt. Seitlich an der Stirn wird eine Fela, d. i. der geſchliffene weiße Deckel eines Seeſchneckengehäuſes, oder ein blankes, gebuckeltes und

mit Perlen beſetztes Kupferſchild getragen. In die Haare werden Perlſchnüre, Bergkryſtalle u. ſ. w. geflochten. An der freigetragenen Bruſt, am Oberarm oder Handknöchel befeſtigen ſie merkwürdige Amulette, mit Perlen verzierte Zähne des Larvenſchweins, Knochen vom Krokodil, geweihete Holzſtücke, mit Arznei- oder Zaubermitteln gefüllte Ziegenhörner u. dgl. Als Waffen dienen zwei lange Lanzen, eine mächtige Steinſchloßmuskete und eine Reihe Patronenhülſen, an deren jeder ein kleines Meſſer befindlich iſt. Solch ein Sakalawa-Krieger gleicht nach Hildebrandts Idee ſo ſehr einem Kaffer, daß der Reiſende keinen durchgreifenden Unterſchied zwiſchen Beiden zu machen gewußt hat.

Die meiſten Sakalawa-Dörfer liegen im Schatten einiger höheren Bäume. Unter einem derſelben befindet ſich der mit Steinen im Kreiſe belegte Verſammlungs- und Opferplatz. Die Hütten werden aus den Blattſtielen der Rawenala gebaut und mit den Blättern desſelben Baumes gedeckt. Sie ſtehen der Regengüſſe halber auf Pfählen. Zur Dielung dienen ebenfalls die Blattſtiele jener Muſacee. Jedes Grundſtück iſt mit einem hohen Zaun von Rohr oder Rawenalablattſtielen umgeben. Die verlängerten Giebelſparren der Howa-Häuſer fehlen hier.

Die Südſakalawa und die in Südmadagaskar wohnenden Antenoſſi ſchmieren nach A. Schulz — ihre Zähne mit einem ſchmutzfarbenen Tabakspräparat ein. Eine ſehr beliebte Haartour beſteht hier darin, die Haare in eigroße Knoten zu wickeln und mit einer weißen aus Fett und Thon beſtehenden Maſſe einzukleiſtern. Andere tragen kleine Flechten oder laſſen das ziemlich lange Haar wüſt emporſtehen. Die Mädchen ſchmieren ihre Geſichter öfter mit farbigem Thon ein.

Wenn Leute aus dieſen Stämmen heiraten, ſo wird ein Ochſe geſchlachtet und es fließt dabei die Toakka, d. i. ſüßer gegohrener Zuckerrohrſaft in Strömen. Der Mann bringt ein Stück urbaren Landes, die Frau das Hausgerät zur Mitgift. Die Hütten werden aus Schilf und Stroh gebaut. Statt der Thüren dienen verſchiebbare Strohmatten. Jedes Dorf wird

Fig. 37.

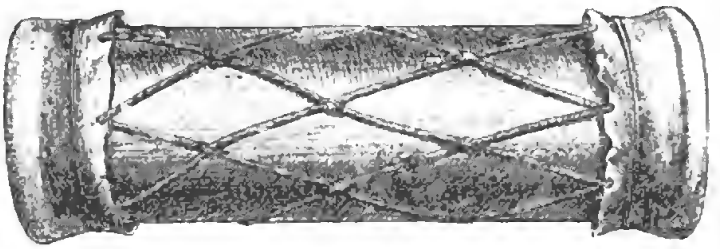
Madagaſſiſche Schmiede.

von einem Zaun, gewöhnlich Kochenille-Kaktus, (Fig. 37, im Hintergrunde) umzogen.

Sie beziehen ihr Eisen von den Händlern der Küste und schmieden daraus säbelartige Sicheln zum Kornschneiden, sowie kleine an geraden Stielen befestigte Spaten. Zum Schmelzen der Eisenerze werden cylindrische, an diejenigen der Papua erinnernde Blasebälge und niedrige, aus Lehmpatzen und Steinen aufgebaute Herde benutzt (Fig. 37).

Sobald hier eine Frau niederkommen will, legt sie sich fest in Baumwollentücher gewickelt, vor ein hellbrennendes Feuer. Während des Aktes tanzen und singen die Verwandten um die Hütte her. Als Hebeammen fungieren alte Weiber. Ist das

Fig. 38.



Handtrommel aus Bambusrohr.

Kind geboren, so giebt man seine Freude darüber durch vieles Schießen kund. Die größeren Kinder helfen der Mutter bei der Hausarbeit, stampfen Reis, flechten Körbe, Matten u. s. w. Die jüngern üben sich im Ringen und Wettlaufen, werfen und fangen rikoschetierende Holzkreuze u. s. w. Sie benutzen wie die übrigen Madagassen, ein dem Gubo der Südafrikaner ähnliches Saiteninstrument, bestehend aus einem Holzbogen, an welchem ein hohler Kürbis als Resonanzboden angebracht ist. Ferner dienen ihnen eine zweisaitige Guitarre und eine mit zwei Fellen bespannte Handtrommel (Fig. 38). Ihre Lieder sind melodielos und eintönig. Ist jemand gestorben, so äußert man die Trauer darüber durch Schießen, Singen und Tanzen. Als Grabmale gelten über der Leiche aufgeworfene Steinhaufen. Jede neue Leiche

wird an dem Ende des Steinhaufens beerdigt. Infolgedeſſen erreichen letztere eine Länge von 100 Metern und mehr. Auf die Gräber ſelbſt werden Topfſcherben geſtreut.

Halswirbel, Haarlocke und Nägel eines königlichen Leichnams werden als Reliquieen aufbewahrt. Dies geſchieht in heiligen Häuſern. Die in kleinen Schreinen untergebrachten Reliquieen werden Freitags angebetet. Der jedesmalige Verwalter dieſer Heiligtümer gewinnt mit dem Amte die königliche Gewalt.

An der madagaſſiſchen Weſtküſte leben außer afrikaniſchen Sklaven, welche durch ihre eigene Bezeichnung „Makua“ ihre Heimat an der Oſtküſte von Moſambique verraten, noch Araber, Indier und Waſuahel. Die Indier ſind Moslemin und werden wegen ihrer Anſtelligkeit von den Europäern zu Noſſibe und Mojanga als Handelsagenten benutzt. Das Kiſuaheli dient hier häufig als Verkehrsſprache. Nach Hildebrandt beziehen die Königinnen dieſes Teiles der Inſel ihre „Männer auf Zeit“ aus dem Suaheli-Volke.

Die den Howa direkt unterthänigen Betſileo gelten als ein tapferes, kriegeriſches Volk, welches ſich gern mit richterlichen Prozeſſen amüſiert. Über ihre phyſiſche Beſchaffenheit wiſſen wir vorerſt ſehr wenig, was hier aufzuführen kaum die Mühe verlohnt.

Die den Süden der Inſel einnehmenden Bara ſchmücken und bewaffnen ſich nach Richardſon und Sibree ganz ähnlich wie die Sakalawa (S. 96). Der Schaft ihrer Lanze iſt unterhalb der Spitze mit Meſſingringen verziert (wie ich dies auch an echten Sakalawa-Lanzen geſehen habe). Der manchmal ſechs Zoll breite Gürtel, das Pulverhorn, die Patrontaſche und Zunderbüchſe ſind mit etwa 120 Meſſingnägeln von Größe eines Fünfzigpfennig- bis zu der eines Markſtückes verziert. Von der Schulter hängt die Amulettbinde lang an der rechten Seite herab; um die Hüften ſind einige Ellen bunten oder farbloſen Stoffes geſchlungen. An der Muskete hängen ein paar Sandalen.

Öſtlich von den Betſileo und Bara erſtreckt ſich in faſt

genau nordſüdlicher Richtung das vom 22.° ſüdl. Br. geſchnittene forſtreiche Gebiet der Waldleute oder Tanala (von ala: Wald). Sie ſind nur teilweiſe den Howa unterworfen. Die unabhängigen Tanala leben unter dem Könige Jowana. Ihre Hauptſtadt Ikongo breitet ſich auf einem 1000 Fuß hohen iſolierten Berge aus. Der ſteile Zugang zu dieſem kann von wenigen Männern verteidigt werden. Ein anderer unzugänglicher Bergort, Iwohibe, wird von Sümpfen umgeben.

Die neuerlich durch Miſſionär Peake näher geſchilderten Tankai oder Bezanozano bewohnen ein lichtes Land, Hai, auf dem nur niedrigere Bäume und Sträucher, Zanozano, wachſen. Dies Gebiet erſtreckt ſich wie eine längliche Inſel durch den nördlichen Teil des vorhin erwähnten Waldlandes. Es iſt fruchtbar, aber heiß und ungeſund. Seine Bewohner, kräftige dunkelgefärbte Leute, leben meiſt von der Beförderung der Waren zwiſchen der Küſte und dem ſehr bergigen Innern.

Mitten in dem nördlichſten Teile jenes Waldgürtels hauſen die Sihanaka. Ihr Name bedeutet Seebewohner und zwar nach dem in ihrem Lande befindlichen Alaotra-See. Dies Gebiet iſt teils Sumpf, teils waldloſer Strich. Das Volk hängt nach Sibree mit den öſtlichen, bis hierher vorgedrungenen Betſileo zuſammen. Es iſt den Howa unterthan. Die Dörfer der Sihanaka breiten ſich namentlich im nordöſtlichen Teile der Seeufer aus. Sie betreiben Fiſchfang, etwas Reisbau und große Viehzucht. Viele weiden die Herden wohlhabender Leute von Antananariwo, welche über je 5000, ja 10 000 Stück verfügen. Die Sihanaka ſind gaſtfrei, aber faul, abergläubiſch und trunkſüchtig. Sie vertilgen gewaltige Mengen der S. 97 erwähnten Toakka.

Längs der Oſtküſte wohnen eine Anzahl Stämme, unter denen die Betſimiſaraka die Hauptmaſſe bilden. Dieſe ähneln den Howa und zerfallen in die beiden Abteilungen der Antewa und Worimo. Andere dieſer Stämme, wie die Taimoro, ſind von dunklerem Hautkolorit. Alle ſind den Howa unterworfen

und werden als Leute geſchildert, welche ſich ziviliſatoriſchen Einflüſſen zugänglich erweiſen.

Man ſpricht übrigens auch von früheren Urbewohnern Madagaskars, unter denen wir zunächſt die Wazimba nennen. Dieſe ſind angeblich ein lang- und ſchmalköpfiges Volk von geringer Größe geweſen, welchem der Gebrauch des Eiſens unbekannt geblieben war. Ihre Gräber, kleine, unregelmäßige Steinhaufen, finden ſich häufig auf den kahlen Hügeln von Imerne zerſtreut. Nach Guilain lebt noch jetzt ein Reſt der Wazimba im Sakalawa-Lande zwiſchen den Flüſſen Manambolo und Tſiribihina. Nach Shaw werden die im Süden der Inſel befindlichen Wazimbagräber als Steinkreiſe beſchrieben. Das Volk hat überall abergläubiſche Furcht vor ſolchen Stätten und ſucht die angeblich von ihnen ausgehenden unheimlichen Einflüſſe durch dargebrachte Opfer zu beſchwichtigen. Übrigens exiſtieren auch noch andere, die Wazimba betreffende Traditionen unter den heutigen Inſelbewohnern.

Ein zweites Volk von Ureingeborenen wird Kimos genannt. Wir verdanken unſere Kenntniſſe über dasſelbe den Berichten der Franzoſen Commerſon und Modave. Als ihre Heimat wird die Mitte des Südteils der Inſel, etwa unter dem 22.° ſüdl. Br. angegeben. Wenn man die eingehenden Darſtellungen von dieſen wie es heißt pygmäenhaften, hellfarbenen Weſen mit wolligem Haar u. ſ. w. lieſt, ſo wird man dadurch unwillkürlich an die Buſchmänner erinnert. Wie letztere gegen die Hottentotten und Kaffern, ſollen ſich die Kimos auch gegen die übrigen Madagaſſen mit Lanzen, Bogen und Pfeil entſchloſſen gewehrt haben. Ein Reſt von ihnen ſcheint heute nicht mehr vorhanden.

Nach Angaben des Miſſionär Couſins hauſen etwa ſieben Tagereiſen weit weſtlich von Antananariwo in einem von Mojanga bis Mahabo reichenden Waldlande die ſchwarzen, den Sakalawa ähnelnden Kalio oder Behoſi. Sie ſind ſehr ſcheu, flechten Netze aus Schnüren, fangen Fiſche, ſammeln Honig, überliſten die Halbaffen in Fallen und mäſten ſie für ihren

Bedarf. Sie ſpringen, wie man ſagt, ähnlich den Affen, von Baum zu Baum.

Dieſen beſtimmt auftretenden Nachrichten über Pygmäenſtämme Madagaskars muß doch wohl etwas Wahres zu Grunde liegen. Haben wir in ihnen Verwandte der afrikaniſchen Pygmäenvölker (Bd. II, S. 191) und außer dieſen im weiteren Sinn auch der philippiniſchen Aëtas und vielleicht gar der Andamaneſen anzuerkennen? Das ſind Fragen, die wir vorläufig zwar zu ſtellen uns berechtigt fühlen, die aber zu beantworten ſpäteren anthropologiſchen Erforſchungen unſerer Inſel vorbehalten bleiben muß.

II. Die Seychellen

bilden 29 Inseln, welche sich 550 Seemeilen nordöstlich von Madagaskar unter dem 3.° 33' und 5.° 35' südl. Breite, 55.° 15' und 56.° 10' östl. Länge erstrecken. Entdeckt von den Portugiesen unter F. Soarez, wurden sie 1742 von dem französischen Kapitän K. Picault im Namen des Statthalters der französisch-indischen Kolonieen, Mahé de Labourdonnaye, für das Mutterland in Besitz genommen. Picault nanute die Gruppe Isles de Labourdonnaye und die größte derselben Mahé. Später wurden sie zu Ehren des Seefahrers Hérault de Seychelles mit dem ihnen noch heute verbliebenen Namen belegt.

Der Felsboden dieser Eilande wird nach Pelly hauptsächlich von Granit gebildet. Dieser ist, wie Kersten bemerkt, in den Thälern und sanften Abhängen von fruchtbarer Erde überlagert, am Strande aber von Korallenriffen umsäumt: letztere bilden einen erhöhten Wall rings um die Inselgruppen und grenzen so ein Becken ab, dessen Tiefe nach der Mitte hin zunimmt. Wallace vermutet einen Zusammenhang zwischen dem Granit der Seychellen und demjenigen des Innern von Madagaskar. Aldabra besteht nach Darwin aus drei etwa 25 Fuß hohen Inselchen mit roten, ein sehr seichtes Becken oder eine Lagune umgebenden Klippen. Das Meer ist dicht am Ufer äußerst tief. Die Klippen sind von Höhlen durchsetzt, auch hat das hiesige Korallengestein eine verglaste Beschaffenheit. Es fragt sich, ob wir hier ein emporgehobenes ringförmiges Koralleneiland oder den Krater eines Vulkans vor uns haben.

Der Inſeln ſind folgende: Mahé, die größte, ferner Sainte Anne, Aux Cerfs, Anonyme, Sud-Eſt, Longue, Moyenne, zwei Isles Rondes, Thérèſe, La Conception, Silhouette, du Nord, Praslin, Ladigue, Curieuſe, Aride, Félicité, les deux Soeurs, Marianne, Aux Récifs, Les Mammelles, Couſin, Couſine, Aux Frégates, Aux Vaches Marines, Denis und La Plate.

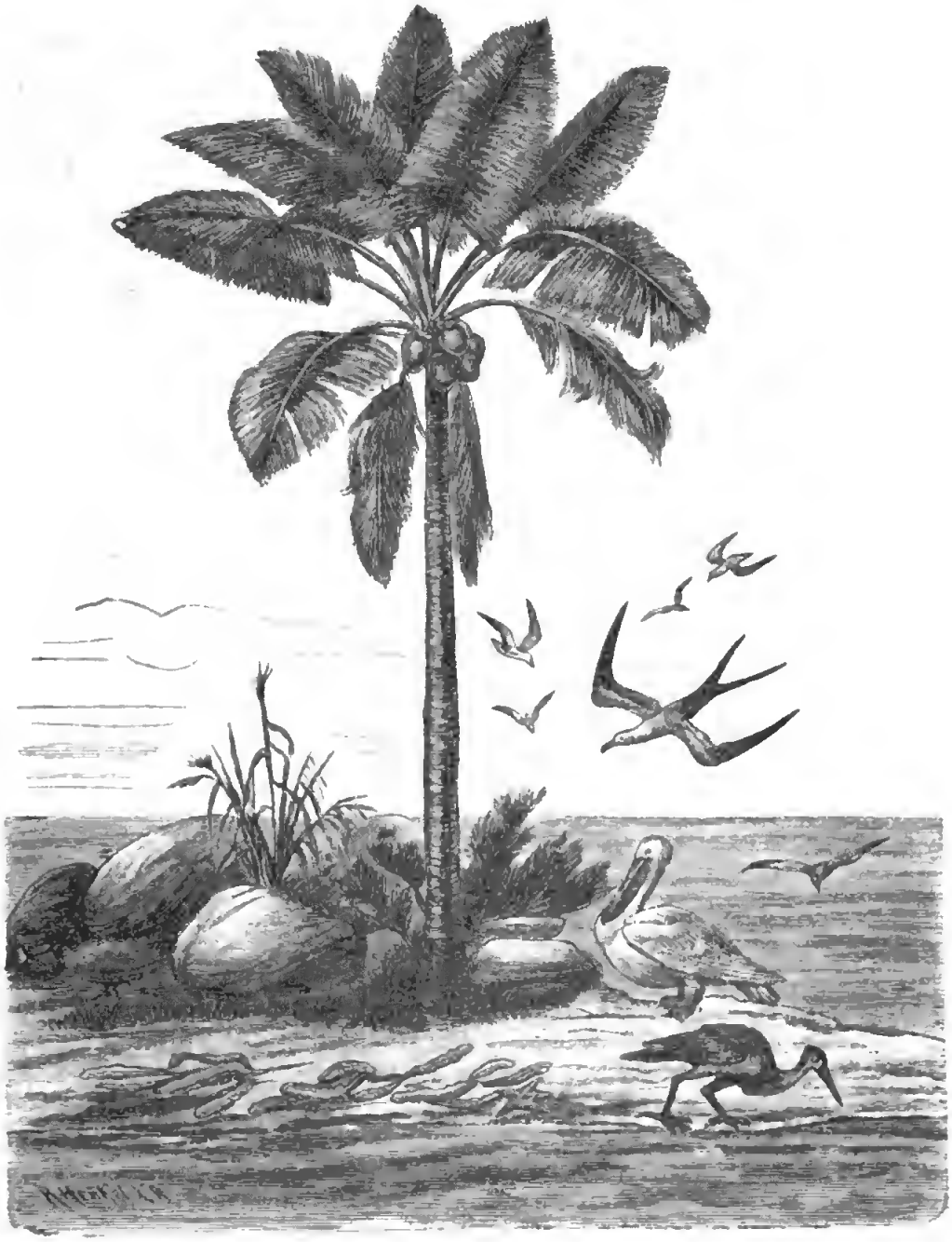
Das Klima iſt im allgemeinen ein gleichmäßiges und geſundes. Die Temperatur hält ſich zwiſchen 80—84° Fahrenheit. Zur kühlen Zeit ſinkt ſie nachts auf 70—74° und ſteigt während der heißeren Regenzeit von 84° bis zuweilen auf 92°. Zwiſchen Mai und Oktober weht der Südoſt-Monſun, von November bis April der Südweſt-Monſun. Zugleich mit dem letzteren ſtellen ſich Regen, Hitze und Gewitter ein. Man nahm früher vielfach an, daß die Seychellen von den über Mauritius und Réunion, ſowie über Madagaskar und den Moſambique-Kanal toſenden Stürmen verſchont würden. Indeſſen hat ſich dieſe Angabe in ihrer Ausſchließlichkeit als trügeriſch erwieſen. Im Jahre 1862 wurde Mahé von einem fürchterlichen Cyclon oder Wirbelſturm heimgeſucht. Derſelbe entwickelte ſich nach Pelly's und Kerſtens erſchöpfender Darſtellung aus dem Südoſt-Monſun, und ging durch Süd und Weſt nach Nordweſt über. Steile, von ungeheueren Regengüſſen unterwaſchene Abhänge ſanken in die Tiefe, Bäche ſchwollen zu reißenden Strömen an und entführten Alles, was in ihren Strudel geriet, nach dem Meere hin, Bäume wurden gebrochen oder unterwurzelt, Schiffe zertrümmert u. ſ. w. Auf der Inſel kamen über ſechzig Perſonen in den Schlammſtrömen und auf ſonſtige Weiſe ums Leben. Erſt nach mehreren Tagen konnte man die Leichen der Verſchütteten bergen. Der verurſachte Schaden wurde auf hunderttauſend Franken taxiert.

Die Vegetationsverhältniſſe der Inſeln ſind im allgemeinen recht günſtige. Man baut hier Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Reis, Mais, Mandioka, Kaffee, Kakao, Gewürznelken, Zimmet, Ananas, Brotfrucht, Tamarinden, Mangos,

Bananen, Guyava, Zitronen, Orangen, Yams, Bataten u. ſ. w. Neben Kokospalmen wachſen hier Areka- und Sagopalmen. Prächtig gedeiht das Bambusrohr (Nastus borbonicus). Auf den Bergen wuchern im Schatten wilde Ananas, Baum- und Staudefarn, Bärlapparten, ſowie Pandanus und Kannenpflanzen (Nepenthes). Letztere gehören bekanntlich zu den inſektenfreſſenden und inſektenverdauenden, in ihren Blüten auch eine wäſſrige Feuchtigkeit abſondernden Gewächſen.

Es fehlt dieſen Inſeln nicht an maleriſchen Punkten. Eine Art pflanzlichen Wunders bildet die Seychellen-Kokospalme (Lodoicea Seychellarum), welche aber nur auf den Inſeln Praslin, Curieuſe und Ronde Früchte hervorbringt. Dieſer Baum iſt durch Sonnerat nach Ile de France und durch die Engländer nach Indien verpflanzt worden, indeſſen gedeiht er doch nur gut an den erwähnten Hauptſtellen. Dieſe von den Portugieſen Coco do Mar genannte Fächerpalme erreicht eine Höhe von 40 bis 120 Fuß, 12—15 Zoll Stammesdurchmeſſer und trägt gegen ein Dutzend je zwanzig bis dreißig Fuß langer Fächerblätter von gleichſeitig-dreieckiger Form und ſägenförmigem Rande. Die Blattfalten gehen hier nicht wie bei den übrigen Fächerpalmen, vom Ende des Blattſtieles divergierend gegen den gerundeten Blattrand hin, ſondern ſie wenden ſich vom unteren Abſchnitt des Blattſtieles aus auf beiden Seiten gleichmäßig den Blatträndern zu (Fig. 39). Kerchove de Denterghem nennt in ſeinem ſchönen Werk über die Palmen dieſe Lodoicea die prächtigſte Form ihrer Familie. An den Blattbaſen wächſt ein die weiblichen Blüten tragender Büſchel hervor. Die Frucht iſt erſt rundlich oval, wird dann faſt kugelartig und birgt in ihrer dicken faſerigen Hülle die ſonderbare, doppeltnierenförmig gebildete, auf einer Seite ſtark konvexe Nuß. An der Verbindungsſtelle der beiden nierenförmigen Seitenteile brechen faſerige Stränge hervor (Fig. 40). Die Schale der reifen Frucht iſt hart, glatt, glänzend ſchwarz oder ſchwärzlichbraun und öfters mit gelbbräunlichen Adern durchzogen. Der

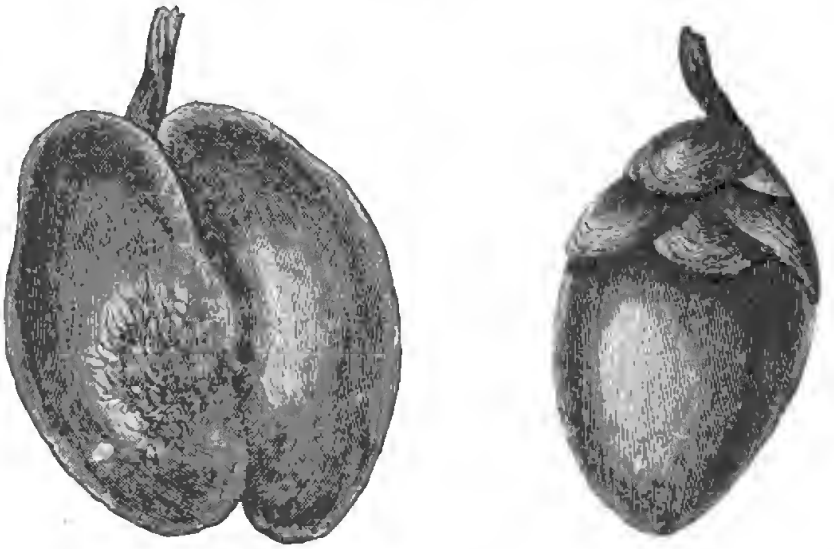
Fig. 39.



Jüngere Lodoicea Seychellarum.

Kern, welcher aus einer bitteren, widrig ſchmeckenden Milch hervorgeht, iſt hart, hohl, von inſipider öliger Subſtanz gebildet. Dieſe Nuß fällt wenn reif ab, rollt von den dicht an der Seeküſte wachſenden Palmen aus ins Meer und wird zuweilen an den malediviſchen Inſeln angeſchwemmt. Daher hieß die Nuß im Mittelalter und noch in den Entdeckungszeiten Coco de Maldivia, malediviſche Kokosnuß. Selten iſt ein vegetabiliſches Produkt ſo häufig in ſagenhafter Weiſe behandelt und verherrlicht worden, als unſere Seychellen-Kokosnuß. An ſie

b. Fig. 40. *a.*



Seychellen-Kokosnuß. a. jung mit Hülle. b. Die ausgewachſene, von der Hülle befreite Nuß.

knüpften ſich die ſonderbarſten, abergläubiſchen Vorſtellungen. Um ſich ihrer angeblichen Heilkräfte zu verſichern, ſoll Kaiſer Rudolph II. für ein Stück 400 Gulden geboten haben. Der auf den malediviſchen Inſeln gebietende Rana oder Fürſt hat ſchon vor älteren Zeiten die Einſammlung und den Verkauf dieſer, wie man feſt glaubte, wunderthätigen Früchte monopoliſiert. Man ſtrich dort pro Stück etliche hundert Rupien, vielleicht gegen 1000 Mark, ein. Auch in Java und Sumatra ward ſie bisweilen angetrieben. Dortige Häuptlinge haben für eins dieſer faſt wertloſen Produkte ein beladenes Prahu (Schiff)

gegeben. Bei den Orientalen und Chineſen war man in früheren Jahrhunderten wie vernarrt in dieſe Nüſſe, die im Meere wachſen ſollten (daher Coco do Mar — Seekokosnuß —). Alle Giftmittel, ſelbſt Sauſteine und Bezoare galten nichts dagegen. Der ſchäbige Kern, gegen deſſen Geſchmack niemand mehr denjenigen einer Haſelnuß tauſchen würde, galt, mit Waſſer auf einem Stein gerieben und getrunken, gewöhnlich aber mit Blutkorallen, Elfenbein und Hirſchhorn verſetzt, als Hauptmittel gegen Fieber, Hämorrhoiden, Schlagfluß, Lähmung, Gallſucht u. ſ. w. Die indiſchen Großen bewahrten in den Schalen ihren Betel, ferner Trinkwaſſer, in welchem beigebrachtes Gift unwirkſam werden ſollte, auch ließen ſie aus dieſem Material antidotiſche Taſſen verfertigen. Im Jahre 1602 ſchlug der holländiſche Kommodore Wolfart Hermanſen die portugieſiſche Flottille vor Bantam und entſetzte die von den Gegnern blokiert gehaltene Stadt. Der Radja von Bantam wußte ſeine Dankbarkeit nur durch Darreichung einer Seychellennuß an den ſiegreichen Seehelden auszudrücken. Durch Hermanſen kam denn auch die Wundernuß zuerſt nach Europa. Zur Zeit hat ſie nur noch einen mäßigen Raritätenwert. Aus den Blättern verfertigt man übrigens recht hübſche, angeblich den beſſeren Panama-Erzeugniſſen kaum nachſtehende Sommerhüte.

Neben den Coco do Mar bringen die Seychellen noch einige Fächerpalmen mit dornigen Stämmen hervor, z. B. Phoenicophorium Seychellarum, Verschaffeltia splendida, ſodann Latania rubra, die herrliche Livistona chinensis und eine der Dornpalme Afrikas verwandte Form. Die Inſeln entfalten einen nicht unbeträchtlichen Reichtum an nützlichen, ſelbſt zum Schiffbau dienlichen Hölzern.

Die Tierwelt der Inſeln iſt nicht bedeutend. Man findet hier die ſchöne rothaubige Taube (Erythroenas pulcherrima), einen Honigſauger (Nectarinia Dussumieri), mehrere eigentümliche Sperlingsvögel, ferner Barkley's Papagei (Coracopsis Barkleyi) und noch eine andere Art Papagei (Palaeornis Wardii).

Man ſieht ſodann eine Schildkröte (Sternothaerus subniger) in den Marſchen von La Digue, Silhouette und wahrſcheinlich auch von Mahé. Die großen Seeſchildkröten werden häufig gefangen. So wird die rieſige Chelone Midas in abgegrenzten Seebecken gezüchtet, kriecht auch auf den Grasplätzen umher, neben ihr tummeln ſich öfters Schweine. Man ſchlachtet dieſe Tiere für den täglichen Fleiſchkonſum. Auch Schuppenſchildkröten (Chelone imbricata) werden ihres Schildpatts wegen gefangen. Hauptplätze für den Schildkrötenfang bilden Aldabra (S. 112) und die niedrigen Korallenbänke der Almiranten-Inſeln. Auf den Aldabra lebt nach A. Gordon u. a. eine rieſige Landſchildkröte (Testudo indica) im Buſch. Sie iſt wohl vor Zeiten auch über die anderen Inſeln verbreitet geweſen. Man will ſogar das indiſche Leiſtenkrokodil (Crocodilus biporcatus) geſehen haben. Unmöglich wäre das ja nicht, da dieſes bösartige Geſchöpf bis zu den Salomons- und Karolineninſeln hinüberſchwimmt. Chamäleone, verſchiedene zum Teil angenehm pfeifende Gekonen, tombakglänzende Eidechſen (Euprepes cyanogaster), eine grüne rot-betüpfelte Eidechſe (Parchydactylus Cepedianus), einige Schlangen, alsdann Blindwühlen (Coecilia) und Fröſche (Rana mascareniensis, Megalixus intrarufus u. ſ. w.) vertreten die Reptilien- und Amphibienwelt. Die hieſige Inſektenwelt wird nach Kerſten durch wenige Formen, einige Aſſeln, Tauſendfüße, Spinnen, Bockkäfer und die ſchon vielbeſchriebene, einem vergilbten Laube ähnliche Heuſchrecke, das wandelnde Blatt (Phyllium siccifolium) gebildet. Indeſſen möchten eifrige Forſcher doch manche intereſſante Nachleſe halten können.

Die meiſten heutigen Bewohner der Seychellen ſind franzöſiſche Kreolen. Nachkommen ehemaliger Seeleute von den maskareniſchen Inſeln, halten ſie nur wenig von Ackerbau, von Viehzucht und Induſtrie, ſondern treiben viel lieber Handel und verbringen die ihnen reichlich zugemeſſene Muße mit Vergnügungen. Kerſten rühmt die geſelligen Tugenden dieſer Leute, namentlich das gewandte Benehmen der dortigen Damen. Der Ver-

kehr ist äußerst zwanglos, angeblich sogar an Zügellosigkeit streifend. Es verschmähen selbst nur flüchtig vorüberreisende Fremde nicht für die doch meist nur kurz bemessene Zeit ihres Aufenthaltes „ephemere Verhältnisse“ mit hübschen Frauen einzugehen. Außer den Kreolen existieren hier Farbige in zahlreichen Schattierungen, namentlich freigelassene afrikanische Sklaven und malabarische Kulis, endlich einige englische Beamte und deren Familien.

Die Seychellen sind seit 1816 britisches Eigentum, bilden aber keine selbständig verwaltete Kolonie, sondern ressortieren von der Statthalterschaft auf Mauritius. Ihr Flächeninhalt beträgt 264 Quadratkilometer, die Bevölkerung über 13 500 Seelen. Handel und Verkehr sind auf dieser Besitzung, welche dem Mutterstaate alljährlich einen beträchtlichen Zuschuß kostet, unbedeutend und sogar in stetigem Rückgange begriffen. Die Ausfuhrartikel sind Kopra oder Kokoskerne und Kokosöl, Kakao und Vanille. Die Ausfuhr betrug 1877: 438 206, im Jahre 1879 aber nur 343 375 Rupien. Auch hatte die Einfuhr zwischen 1877 und 1879 um mehr als 53 000 Rupien abgenommen. Man schreibt diesen Rückgang dem Stillstehen einer Kokosfaserfabrik auf Mahé, einer Krankheit der Kokospalmen und den gegenwärtig geringen Preisen des Kokosöles zu. Eine Hauptursache dürfte aber doch in der geringen Rührigkeit der Bewohner zu suchen sein.

Hauptstadt der Seychellen ist Port Viktoria auf Mahé. Hier ist der Sitz des Chief Civil Commissary. Der Ort liegt hübsch, hat saubere Straßen, einfache hölzerne, mit Pergolas und Rosengärten versehene Häuser und einen steinernen Hafendamm. Kersten fand den Markt schlecht versorgt: Fleisch von Schweinen und Schildkröten, magere Hühner, Fisch, Reis, Mandioka und etwas Gemüse. Rindfleisch giebt es nur, wenn ein Kriegsschiff im Hafen ankert. Die Preise für Lebensmittel sind horrend. Auffallend ist die Zahl der Branntweinschenken. Der größte Teil der Steuererträge soll aus den Lizenzen für den Likörhandel gewonnen werden. Fürwahr eine puritanische Handelspolitik!

III. Aldabra.

Die schon erwähnten von den Portugiesen entdeckten und von ihnen Ilhas do Arco genannten Aldabra-Inseln liegen etwa 400 Meilen weit nordwestlich von der Nordspitze Madagaskars entfernt. Sie haben fruchtbaren Boden. Auf diesen hausen außer den S. 110 angeführten riesigen Schildkröten, unzählige Seevögel. Dieses bisher herrenlose Gebiet ist im Jahre 1882 von den Norwegern in Besitz genommen und ist mit einigen Kolonistenfamilien aus Bergen besetzt worden. Außer ihnen hielten sich hier immer nur einige mit Fischfang u. dgl. beschäftigte Schwarze und Mischlinge auf.

IV. Die Komoren

bilden unter dem 11. und 13.° südl. Br. und 60° 30′ und 63° 10′ östl. L. von Ferro eine Gruppe, die Inseln Groß-Komoro, Moheli, Anjuan und Mayotte. Dieselben liegen am Nordende des Kanales von Mosambique. Sie sind vulkanischer Beschaffenheit. Groß-Komoro besitzt in seinem südlichen Teil einen 2598 m hohen, noch jetzt thätigen Vulkan. Derselbe unterlag im Jahre 1858 einer vierzehntägigen sehr heftigen Eruption. Durch die ausgebrochenen Lavaströme, von denen manche bis zur Küste vordrangen, ist die letztere verschiedenartigen lokalen Veränderungen anheimgefallen. Im hiesigen Gestein finden sich Basalt, Trachyt, Lava, Schlacke, Puzzolan, Bimstein, Sandstein, Kalkstein und verschiedenfarbiger Thon. Versteinerungen sind bis jetzt nicht nachgewiesen. Groß-Komoro soll mit seinem im Verhältnis zur geringen Größe der Insel hochragenden Vulkan einen ähnlichen imposanten Eindruck wie die nordische Insel Jan Meyen hervorrufen, von welcher letzteren uns Lord Dufferin in seinen „Briefen aus hohen Breitengraden" eine so interessante Darstellung gewährt hat. Der Küstensand dieser Inseln ist teils weiß, reich an Korallenfragmenten, teils schwarz von vulkanischen Beimischungen und nicht arm an Titaneisen. Jede Insel hat ihr Korallenriff.

Das allem Anschein nach ringförmig geschlossene Riff von Mayotte ist drei bis fünf (englische) Meilen vom Lande entfernt. Anjuan's Korallenriff läuft von der nordwestlichen bis zur südwestlichen Spitze der Insel; dasselbe hält sich zwei Meilen vom Ufer,

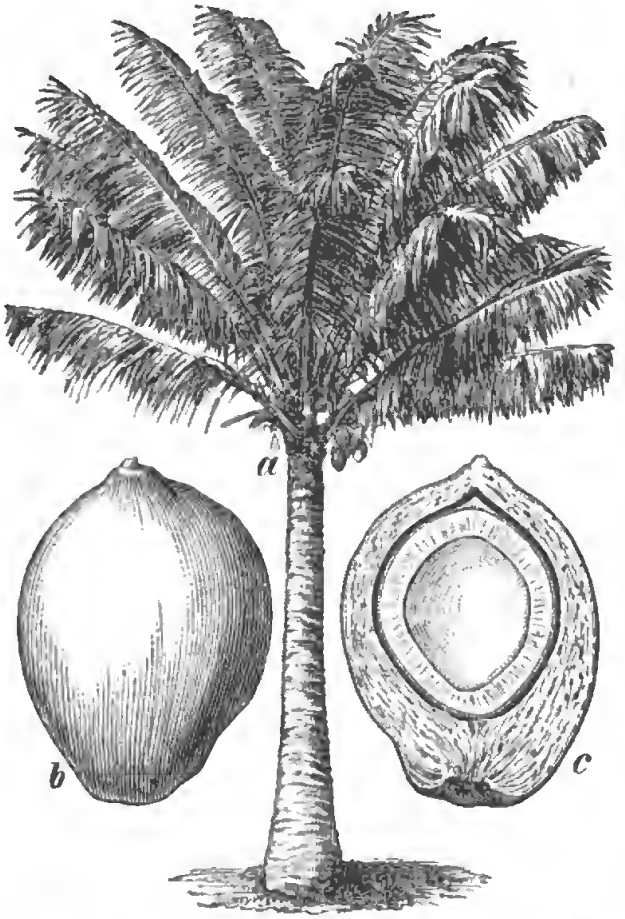
ist aber, wie Darwin vermutet, an einigen Stellen angeheftet. Moheli scheint ebenfalls von einem Riff umschlossen zu sein. Dagegen ist Groß-Komoro nicht regelmäßig umschlossen, zeigt aber an den Landspitzen vorspringende Riffe von verschiedenartiger Form.

Das komorische Klima weist eine trockene und eine nasse Jahreszeit auf. Erstere beginnt im Mai und endet im Oktober. Zu dieser Zeit fällt das Laub vieler Bäume und hält sich die mittlere Temperatur auf 25° C. im Schatten. Die höchste Temperatur steigt dann wohl auf 29°, die niedrigste fällt bis 18°. Den Vormittag über weht jetzt der Süd oder Südost, von da ab bis Sonnenuntergang der Südwest. Zur nassen Zeit zwischen Oktober und April hält sich die Temperatur im Mittel auf 29°,5, fällt auf 25 und steigt auf 35° C. Der Wind weht im Oktober aus ONO., vom November bis März aus Nord, im April aus SSO. und Süd. Um diese Zeit entsteht häufig tagelange Windstille. Dann brechen wieder mit dem NO.-Monsun heftige Wirbelstürme herein. Der Regen fällt zu 2—3 mm. Gewitter erscheinen fast täglich, Hagelschläge kommen aus W., NW. und N. Alsdann machen sich auch Springfluten bemerkbar.

Der Boden dieser Inseln ist ungemein fruchtbar. Die Küstenebenen sind mit reichlichen Pflanzungen der herrlichsten Kokospalmen besetzt, welche gerade hier eine vorzügliche Entwickelung erlangen (Fig. 41). Die erfrischende Milch der unreifen Nüsse ist überall um ein billiges oder auch bei gastlichen Eingeborenen umsonst zu haben. Manche Küstenstriche erscheinen am Meere mit Manglebäumen oder Mangroven und Schoras (Rhizophora, Avicennia), (Bd. I, S. 14) bedeckt. Diese verworrenen, ungesunden Dickichte beherbergen zahlreiche Schlammhüpfer, Krabben und Austern. Hier findet auch die Haupternte der Färberflechte Orseille (Roccella tinctoria) statt. In den die Höhen bedeckenden Wäldern entwickeln sich prächtige Holzarten, namentlich Feigenbäume, Arekapalmen, Baum- und Stauden-

farn, Hülſenfrüchtler, ſparrige Grasarten, ſowie eine ſehr intereſſante Cycadenform (Cycas Thouarsii). In der erſten Vegetationsperiode des eiförmigen Stammes zeigen ſich zwei mit 5 bis höchſtens 11 harſchen Fiederblättchen beſetzte Laubblättchen, deren Stiel entweder glatt oder mit 1—3—15 zu Stacheln ver-

Fig. 41.



Kokospalme. a Palme, b Nuß von außen, c dieſelbe durchſchnitten.

kümmerten Fiedern beſetzt iſt. Später entwickelt ſich die Pflanze zu voller Stattlichkeit, liefert dann auch eßbare Früchte mit fleiſchiger Hülle und über 60 mm langen nußartigen Steinen. Dieſe Pflanze hält ſich in unſerem Klima wunderbar hart, wie der Verfaſſer an einem zum Andenken an J. M. Hildebrandt

ſeit 1878 gepflegten Exemplare erfahren hat. Sehr verbreitet ſind überall die ſtattlichen, bei uns ſo vielfach in Warmhäuſern gehaltenen Cycas revoluta.

Die Tierwelt der Inſeln iſt nicht eben reich. Man berichtet von einem hier lebenden Maki oder Halbaffen (Lemur mayottensis). Auch der Tenrek (S. 22) und eine Spitzmaus (Crocidura indica?) ſollen vorkommen. Fledermäuſe ſind häufig. Unter den Vögeln finden ſich ein Schimpanga genannter kleiner Habicht (Accipiter pusillus) und der auch hier überall wegen ſeiner grenzenloſen Frechheit mit Recht verſchrieene, unter dem Namen Kuſi bekannte Schmarotzermilan (Milvus parasiticus). Durch Befiederung und anmutiges Weſen machen ſich bemerkbar der Muam, Moran (Corythornis vintsioides), der bunte Honigſauger, Schetozi (Nectarinia comoriensis), der Nian Teughnan (Zosterops Anjuanensis) und der prächtige Fliegenſchnäpper, Mſuſchtata (Tschitrea vulpina). Ferner zeigen ſich eine Droſſelart Bambi (Turdus Bewsheri), ein Webervogel Paramoran (Ploceus Algondae), eine Turteltaube, Schukeron Dungan genannt (Turtur comoriensis) und das in wilderen Gegenden Anjuans zahlreiche, hier unter dem Namen Conga bekannte Schopfperlhuhn (Numida mitrata). Außerdem exiſtieren Schildkröten, Chamäleonen, Geckonen, Eidechſen, Schlangen, unter dieſen angeblich drei unſchädliche und eine giftige Art, Fröſche u. ſ. w. Die Inſektenwelt der Komoren iſt noch wenig bekannt, ſcheint aber höchſt intereſſante Formen darzubieten.

Die Seeküſten ſowohl der Komoren wie auch der Seychellen werden von Reihern, Strandläufern, Albatroſſen, Pelekanen, Tropikvögeln, Fregattvögeln, Tölpeln u. ſ. w. belebt. Das Meer iſt überall reich an Schaltieren und an prächtig gefärbten Fiſchen.

Die Komoren waren ſchon den älteren Arabern bekannt. Klöden hat die hierauf bezüglichen Stellen bei Maſudi, Albiruni, Edriſi, Ibn el Wardi, Ibn Said und Abdellatif, d. h. vom 10. bis 13. Jahrhundert, zuſammengeſtellt und kommentiert.

Komr wurde von den Arabern Madagaskar genannt, der Kanal von Komr iſt der heutige Moſambique-Kanal. Von Komr iſt auch Komor-o hergeleitet.

Man nimmt an, daß dieſe Inſelgruppe zuerſt von arabiſchen Einwanderern beſiedelt worden ſei, welche letztere ſich mit den von der afrikaniſchen Oſtküſte herübergedrungenen Schwarzen gemiſcht hätten. Im erſten Bändchen unſerer Schilderung Afrikas ſind die Züge der Araber nach der Küſte von Sanſibar ausführlicher dargeſtellt worden. Im Jahre 360 der Hedjra haben nach der Niederlaſſung der Buiden zu Schiras in Perſien ausgewanderte Schiraſer den Staat Kilwa (Quiloa) gegründet. Mit dieſem Unternehmen war auch die Beſitzergreifung der Komoren durch die Kilwaer verbunden. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erſchienen die Portugieſen, ohne ſich um den dauernden Beſitz dieſer Gruppe zu bemühen. Um 1506 kamen abermals Schiraſer unter dem Oberbefehl des Hakem Mohammed Ben Aiſſa und ließen ſich auf Groß-Komoro, Anjuan ſowie auf Moheli nieder. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts haben ſich aber auch Sakalawas unter Führung des Diwa Mani auf Mayotte niedergelaſſen. Im vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ſind die Inſeln wiederholt von madagaſſiſchen Räuberſcharen, namentlich Sakalawas, mit Mord, Brand und Plünderung heimgeſucht geweſen. Moheli hat ſogar einen keineswegs freundlichen Beſuch von Howas gehabt. Reſte der madagaſſiſchen Einwanderung ſind hier bis heutigentages erhalten geblieben. Die herrſchende Raſſe bildet eine Miſchung von Arabern mit afrikaniſchen Elementen, nämlich mit herübergewanderten freien Schwarzen und mit hier eingeführten Sklaven. In dieſen, nach Angabe eines intelligenten deutſchen Handelskapitäns Moharri genannten Miſchlingen herrſcht das ſemitiſche Element etwas vor. Dieſelben erinnern an die beſſeren Klaſſen der Suahel genannten Bewohner der Sanſibarküſte (Bd. I, S. 220, Fig. 56, 57 daſ.). Als Typus derſelben möchten wohl die von Kerſten in v. d. Deckens Reiſe nach Photographieen ſehr ſorgfältig abgebildeten Komoro-

bewohner gelten. Die charakteriſtiſch-arabiſchen (ſemitiſchen) Züge gelangen unter dieſen Leuten hier entſchiedener, dort weniger, zum Durchburch. Sie ſprechen unter ſich meiſt Kisuaheli, bedienen ſich aber in ihrer Kanzlei- und Geſchäftsſprache des Schriftarabiſchen. Sie ſind äußerlich alglatte, anſcheinend harmloſe Leute, innerlich jedoch voll islamitiſch-arabiſchen Hochmutes, heuchleriſch und unmäßig auf Gelderwerb verſeſſen. Wie ihre meiſten Stammesgenoſſen in Oſtafrika und ſelbſt in Oman, ſtecken ſie tief im Aberglauben und hängen mit kindiſcher Ehrfurcht an ihren Amuletten. Sie kleiden ſich in Kaftane, Simbus oder lange um die Hüften und Beine gewundene Schurze, geſtreifte und bordierte Weſten, ſie bedecken den Kopf mit faltigen Turbanen oder ſeidenen Kefies. An den ſelten beſtrumpften Füßen tragen ſie Sandalen, weniger ſaffiane Schuhe. Beim Ausgehen vergeſſen ſie niemals die reich verzierten Dolche und Säbel umzugürten. Die Frauen der Reichern wählen die Tracht der vornehmeren Araberinnen, feine Hemden mit fliegenden Ärmeln, Pluderhoſen, bauſchige Seidenroben, und beim Ausgehen den durchbrochenen Geſichtsſchleier ſowie Schuhe, welche letztere im Harem mit zierlich geſtickten Pantoffeln vertauſcht werden. Hier ſind auch die ſeidene, reich bordierte Ärmeljacke und das goldverbrämnte Käppchen in Gebrauch. Ärmere Weiber ſchlagen ein weites Tuch um den Körper, welches die Schultern und Arme frei läßt ſowie ein anderes über den Kopf. Die Füße bleiben nackt. Alle lieben den Schmuck, Hand-, Finger- und Knöchelringe von Gold und Silber, manchmal in ſchönſter Filigranarbeit, Halsbänder von Korallen, Perlen, Goldmünzen, von Ambar und wohlriechenden Holzperlen. Die Nägel, Handteller und Fußſohlen werden mit Henna rot, die Augenliedränder werden mit Kochle (Antimonpaſte) ſchwarz, die Lippen werden blau gefärbt. Männer wie Frauen kauen Betel. Auch rauchen die erſteren gern Haſchiſch, ſeltener dagegen Tabak, welches letztere Narcoticum ſie deſto fleißiger ſchnupfen und kauen. Betel färbt die Zähne ſchwarz und den Speichel rot. Er verleiht den dieſem

Genuſſe fröhnenden Perſonen jene ſcheußliche Ausdünſtung aus dem Munde, welche Wernich bei den Anamiten in ſo draſtiſcher Weiſe ſchildert.

Steinerne Häuſer, von der auf Zanzibar und an anderen afrikaniſchen Küſtenorten üblichen Bauart finden ſich an den größeren Plätzen. Sie ſind viereckig und mit nur wenigen Fenſteröffnungen, wohl aber mit Treppenhäuschen und mit Pergolas verſehen. An jedes Haus ſchließt ſich ein ummauerter oder wenigſtens umzäunter Hofraum. Im Hauſe ſelbſt findet man mit Moskitovorhängen verſehene Bettſtellen und Stühle von indiſcher oder perſiſcher Arbeit, auch Tiſchchen, Truhen, Kannen, Kaffeegeſchirr und Eßgerät, wie ſie auf arabiſchen Märkten dargeboten werden. Mitunter laufen europäiſches Steingut und böhmiſches Glas, ſowie einheimiſche oder oſtafrikaniſche Korbware.

Neben dieſen Begünſtigteren erſcheinen die den Hauptteil des Komorovolkes bildenden, vielleicht nicht immer korrekterweiſe ſogenannten Antalots. Woher dieſer Name kommt, ob ſeine Anwendung eine begründete, läßt Verfaſſer dieſes Buches unerwieſen. Es ſind dieſe angeblichen Antalot diejenigen Beſtandteile der gemiſchten Bevölkerung, in welchen das afrikaniſche, rein nigritiſche Blut zum Durchbruch gelangt. Das ſind mittelgroße oder große, wohlgebildete Geſtalten mit hohem ſchmalem Kopf, hoher unten gewölbter, oben ſtark nach hinten zurückweichender Stirn, mit ziemlich breiten, ſtumpfen Naſen, vorſtehendem großen, von wulſtigen Lippen umſäumten Mund und zurückſtehendem gerundetem Kinn (Fig. 42). Das bei den Moharri ganz krauſe, gelockte Haar zeigt ſich hier in kleine, verfilzte Bündel abgeſondert. Viele Antalot ſcheren das Haar wie es auch bei dem nebean abgebildeten Individuum der Fall iſt, deſſen Originalphotographie ich der Liebenswürdigkeit des Dr. O. Kerſten verdanke. Die gelb- bis dunkelbraune Farbe der mehr arabiſch gebildeten Bevölkerungselemente geht bei dieſen Antalot in Rotbraun, Roſt- und Schwarzbraun über. Übrigens

zeigen ſich unter dieſen Leuten viele Individuen mit variierendem Typus, d. h. ſolche mit feineren Naſen und dünneren Lippen, ferner ſolche, welche in ihren platten Zügen dem ausgeſprochenſten Nigritier nicht nachſtehen. Dergleichen individuell und ſelbſt familienweiſe verbreitete Abänderungen ſind bei einem ſo ſtark gemiſchten Volke ganz erklärlich.

Fig. 42.

Mann von Anjuan.

Dieſe meiſt den geringeren Klaſſen angehörenden Antalot kleiden ſich einfach, durchſchnittlich wie die S. 117 beſchriebenen ärmeren Moharri. Ihre Häuſer ſind viereckig und von Holz errichtet, zuweilen mit ſteinernem Unterbau verſehen, öfter nur von Flechtwerk und Pfählen gebaut, mit Lehmbewurf bekleidet. Als Geräte dienen eine der abyſſiniſchen Alga (Bd. I, S. 79)

oder dem nubiſchen Angareb gleichende Kibani oder Kitanda, d. h. ein mit Riemen beſponnener, auf vier Füßen ruhender Holzrahmen als Bettſtelle, außerdem einige Schüſſeln, Töpfe, Matten, Waſſerkrüge, hölzerne Reismörſer u. ſ. w.

Ein dritter Beſtandteil der Komoren-Bevölkerung ſind die Nachkommen eingewanderter Howas, Sakalawas und anderer madagaſſiſcher Stämme, welche ihren Typus mehr oder minder rein bewahrt haben und namentlich auf Mayotte und Moheli verbreitet ſind. Die meiſten Männer bedienen ſich der Lamba (S. 57) als Schurz und bekleiden den Oberkörper mit jener Art kattuner Ärmeljacken, welche vom indiſchen Feſtlande aus nach verſchiedenen Richtungen hin Verbreitung gewonnen hat. Der Kopf wird mit der S. 57 beſchriebenen und (Fig. 19) abgebildeten Kappe bedeckt. Die Frauen benutzen ebenfalls eine Ärmeljacke, einen um die Hüften und die Beine geſchlagenen Überwurf und eine Lamba. Sie putzen ihr Haar und ſchmücken den Körper auf dieſelbe Weiſe wie in ihrer urſprünglichen Heimat. Bei der Verheiratung beobachten ſie keine beſonderen Zeremonieen, trennen ſich nach Belieben und teilen ſich in die Kinder. Wenn ſie und die Antaloten zu mehreren eine Arbeit verrichten, ſo ſingen ſie dabei in einförmiger aber dennoch nicht ungefälliger Weiſe ihre (meiſt improviſierten) Liedchen. Dies iſt ja auch ganz die Art der Schwarzen des Feſtlandes. Sie fürchten wie letztere, die Schatten der Toten und opfern denſelben. Leicht fallen ſie den aberwitzigen Künſten ihrer Zauberer zum Opfer.

Endlich exiſtieren auf den Komoren zahlreiche eingewanderte Freie oder als Sklaven eingeführte afrikaniſche Schwarze, namentlich Makua (Bd. I, S. 266) von der Moſambique-Küſte. Dieſe leben wie die ärmeren Antalot und die Madagaſſen.

Man genießt in erſter Linie Reis, dann Mehlſpeiſen, Gemüſe, Früchte, Fleiſch von Rindern, Ziegen und Hausvögeln, deren Eier, ſowie auch Fiſche. Auf Mayotte ſollen noch wilde, angeblich von Madagaskar ſtammende Schweine vorkommen. Sie werden von den auf dieſer Inſel wohnenden Sakalawas

mittelſt gelber langhaariger Hunde geſpürt und mit Lanzen getötet. Seitens der hieſigen Mohammedaner werden übrigens Hunde und Schweine verſchmäht. Die Viehzucht beſchränkt ſich hauptſächlich auf Haltung von Zebus und von Ziegen. Die wenigen hier beobachteten Pferde und Eſel ſtammen aus Oman, Mauritius und vom indiſchen Feſtlande her.

Der Hauptlandbau erſtreckt ſich auf den Reis, dieſe leicht verdauliche aber wenig nährende Univerſalkörnerfrucht der warmen Länder. Um dieſelbe zu ſäen, leiten ſie Waſſer über den Boden, laſſen dieſen von ihren Zebus durchtreten, führen das Waſſer ab und ſtreuen die Reiskörner in den Schlamm. Oder ſie brennen Wald und Buſch ab, klären den Boden und ſäen. Dadurch werden häufige das Land verwüſtende Waldbrände erzeugt. Übrigens werden hier Adanſonien, Tamarinden, Bananen, Mango und andere tropiſche Fruchtbäume kultiviert.

Es giebt auf den Inſeln Barbiere, eine Art von Naturärzten, ferner Zimmerleute, Maurer, Gold- und Eiſenſchmiede, Kleidermacher, Schuhmacher und Bäcker. Man flechtet Matten, Kappen, Körbe, Zuckerſäcke aus Pandanusblättern ꝛc. Die Kinder lernen vom ſechſten Jahr ab den Koran leſen, das Kisuaheli ſchreiben und auch rechnen.

Früher begrub man die reicheren Toten in zum Teil großartigen Grabmälern, d. h. in von Kuppeln überragten Würfelbauten, zu deren Ausſchmückung ſelbſt Bidel i Tſchini, perſiſches Porzellan mit blaugemalten Verzierungen, nicht geſchont wurde. Zur Zeit legt man die Gräber zum Teil noch mit behauenen Steinen aus und bedeckt ſie mit ſolchen, zum Teil ſchmückt man das Grab nur mit einer ovalen Steinumfaſſung, in deren Innern roter Lehm ausgebreitet, eine Muſchel oder eine Topfſcherbe gelegt wird.

Die Inſeln werden durch Sultane von meiſt direkter arabiſcher Abkunft regiert. Wie in allen mohammedaniſchen Ländern bilden Koran und Zubehör (Bd. II, S. 32) die Grundlagen für das Landesrecht. Die Kadis, als Schriftgelehrte großen-

teils eingewanderte Araber, kaufen ihre Stellen und ſollen der Beſtechung ſehr zugänglich ſein.

Zwiſchen den Inſeln untereinander, ſowie zwiſchen ihnen und benachbarten Inſeln und Gebieten wird ein lebhafter Verkehr unterhalten. Dieſer geſchieht unter Vermittelung der Dhaus oder Buters, jener plumpen arabiſchen Fahrzeuge, welche, in einem Haupttypus des Baues vertreten, den ganzen Indiſchen Ozean und das Rote Meer, hauptſächlich aber die afrikaniſche Oſtküſte, befahren. Die Mtepe oder genäheten Rindenfahrzeuge werden hier wie an der Oſtküſte des Kontinentes nur zur Befahrung der inneren, zwiſchen den Riffen verlaufenden Kanäle benutzt. Die Komorer ſind übrigens geſchickte Schiffer, welche mit dem groben, in dieſen Breiten gebräuchlichen Kompaſſe Beſcheid wiſſen. Auch werden größere Einbaum-Kanoes oder zuſammengeſetzte Piroguen mit je einem rieſigen Segel und mit Auslegern zur Küſtenfahrt benutzt. Alles Seilwerk beſteht aus Koir, Kokosfaſern, welche in Moſambique und in Sanſibar gedreht werden.

Man ſpricht hier (wie ſchon bemerkt) das im ganzen wohllautende Kisuaheli und daneben ein aus dieſem, ſowie aus der Sakalawa-Sprache, endlich aus verſchiedenen Bantu-Dialekten zuſammengeſetzte Rotwelſch. Die Schrift iſt eine nur wenig abgeänderte arabiſche.

Man beſchreibt den Charakter der Komoren im allgemeinen als heuchleriſch, unzuverläſſig, mißtrauiſch und gaunerig. Indeſſen macht Kerſten mit Recht darauf aufmerkſam, daß die früheren häufigen Einfälle beſonders der Sakalawas und die vielen inneren Zwiſtigkeiten zwiſchen den kleinen Inſelſultanen und deren Anhang, die Charaktereigenſchaften dieſer Leute verdorben hätten. Im übrigen ſtimmen alle Beobachter miteinander in der Angabe überein, daß die Komorer ein heiteres Völkchen bilden, in deren Vergnügungen das allgemeine, ſorgloſe Sichgehenlaſſen der Nigritier Afrikas ſich wiederſpiegelt. Man liebt Einzeln- und Reihentänze mit und ohne Waffen, bei

welchen die Tamtams, oder Gongs und Tamburins fleißig geklopft werden. Im übrigen lebt man mäßig.

Das Klima dieſer Inſeln iſt nicht beſonders geſund, zum Teil werden dieſelben, wie Moheli, von Wechſel- und von remittierenden oder ſelbſt perniziöſen Fiebern, von Dyſenterie und Syphilis heimgeſucht.

Die Komoren enthalten bei einem Areal von zuſammen 1972 Quadratkilometern etwas über 63 000 Einwohner, deren 32 auf einen Quadratkilometer kommen. Die Ausfuhr iſt unbedeutend. An dieſer iſt hauptſächlich die franzöſiſche Kolonie Mayotte beteiligt. Es gelten hier Kaffee, Reis, Zucker, Vanille, etwas Mais, Kopra, Ochſenhäute und Gewürznäglein als Hauptexportartikel. Die Einfuhrartikel erſtrecken ſich ungefähr auf die für Madagaskar erwähnten Gegenſtände (S. 86).

Es bleibt uns noch übrig, einen kurzen Blick auf die hervorragendſten Inſeln der komoriſchen Gruppe zu werfen. Groß-Komoro, arab. Gazizad, ſonſt auch Angaſija genannt, enthält 1002 Quadratkilometer und etwa 35 000 Einwohner. Die Erhebungen ſeines Bodens ſteigen bis 300 Meter empor. Die Hauptorte ſind Kitanda Mdjini und Mroni, beide an der Weſtküſte gelegen. Erſterer Ort enthält aus Lavablöcken errichtete, mit Kalk verputzte Häuſer neben ſchlechteren Hütten, ſowie eine Mauer mit ſieben Türmen. Mroni hat ebenfalls eine mehrtürmige, allerdings verfallene Umfaſſungsmauer, eine leidlich gebaute Moſchee, endlich aus Korallenkalk und Lehm gebaute Häuſer.

Moheli, Mohilla oder Moali, enthält 231 Quadratkilometer und etwa 6000 Einwohner. Die Inſel iſt gut angebaut, beſſer als das durch ſeine Zebuzucht berühmtere Groß-Komoro. Hauptorte ſind Fumboni, Numa Schoa und Luala. Sie enthalten Mauern und etliche beſſere, ſteinerne Häuſer. Die Einwohner der Inſel ſind großen politiſchen Wirren unterworfen geweſen. Berüchtigten Andenkens ſind hier die Irrfahrten des franzöſiſchen Abenteurers Lambert, eines jener politiſchen

Intriguanten, wie ſie in Benjowski, im Könige von Araukanien u. ſ. w. ebenbürtige Perſönlichkeiten aufweiſen. Auf dieſer Inſel ſetzte ſich 1830 auch der Howa Ramanataka, ein Verwandter Radama I., feſt und erregte vielfache Unruhen.

Anjuan, auch Hinzuan, Johanna, Juanny u. ſ. w. genannt, enthält 373 Quadratkilometer mit etwa 12 000 Einwohnern. Hauptorte ſind das mit vieltürmiger Mauer, mit einigen beſſeren Steinhäuſern, einer Kasba oder Burg, Moſcheen u. ſ. w. verſehene Mſamuda, dann Domoni und Wani. Der Handel iſt hier bedeutender als auf Groß-Komoro und Moheli. Es herrſcht auch größerer Wohlſtand wie dort.

Mayotte, arab. Mayata, enthält 366 Quadratkilometer und über 10 000 Einwohner. Dieſe Inſel wurde im Jahre 1841 vom Sultan gegen ein Jahrgehalt an Frankreich abgetreten. Der zu Dſaudſy reſidierende Gouverneur verwaltet zugleich Ste. Marie de Madagascar und Noſſibe. Hier befinden ſich drei einen rührigen Handel entwickelnde Freihäfen.

V. Die Maskarenen

haben ihren Namen, Mascarenhas, nach ihrem portugiesischen Entdecker (1505) erhalten. Es sind Mauritius, Réunion und Rodriguez.

A. Die Insel Mauritius

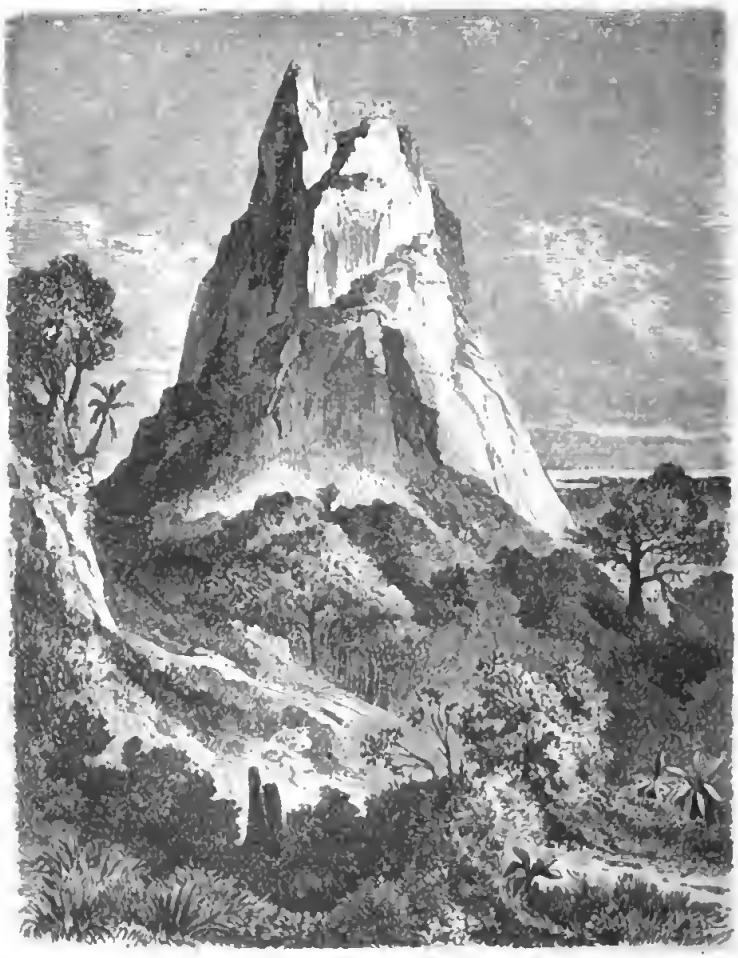
oder Ile de France liegt unter 20° südl. Br. und 74° ö. L. Dieses Gebiet wurde von den Portugiesen Ilha do Cerne genannt und von ihnen bis 1598 besetzt gehalten. Um diese Zeit ging sie an die Holländer verloren, welche den früheren Namen in Mauritius umwandelten und auf der Insel eine Niederlassung gründeten. Im Jahre 1715 nahmen die Franzosen Besitz von der Insel und nannten dieselbe Ile de France. Im Jahre 1810 ging sie in englischen Besitz über und wird seitdem wieder Mauritius genannt. Die Maskarenen sind vulkanischen Ursprunges. Auf Mauritius steigen die Berge unfern der Küste schroff empor und bilden ein das ganze Innere der Insel bedeckendes, gegen 500 m hohes Plateau. Über dasselbe hinweg ragen mehrere Berge, so z. B. der ca. 790 m hohe Pieter Botte oder Pieter Boot. Seinen Gipfel bildet ein etwa 30 m hoher abgerundeter Block, der auf einem halsähnlich verjüngten hohen Bergkegel aufsitzt und den Schiffern schon von weitem als Landmarke dient (Fig. 43). Der ca. 750 m hohe Daumenberg, Pouce, der zuckerhutartig gebildete Piton du Milieu, sind andere wichtige Erhebungen. Die Insel ist von malerischer Schönheit. Von den Bergen rauschen Wasser nieder, welche zum Teil prächtige

Fig. 43.

Der Berg Pieter Boot.

Fälle bilden. Durch dieſe ſind an einzelnen Stellen Gruppen der ſchönſten Baſaltſäulen ausgewaſchen, ſo z. B. an der Cascade de la Savane unfern Port Souillac im ſüdlichen Inſelbezirk Savane. Nördlich von Souillac findet ſich der Bois-

Fig. 44.



Piton de la Montagne.

See in unſchöner Umgebung, während das weiter bergauf, 667 m Fuß über dem Meere, gelegene Grand Baſſin höchſt romantiſche Partieen darbietet. Dieſem See, wahrſcheinlich eine alte Kraterfüllung, ſchreibt man an gewiſſen Stellen 20 und mehr Meter Tiefe zu. Ihm entſtrömen eine Anzahl nach allen Seiten hin-

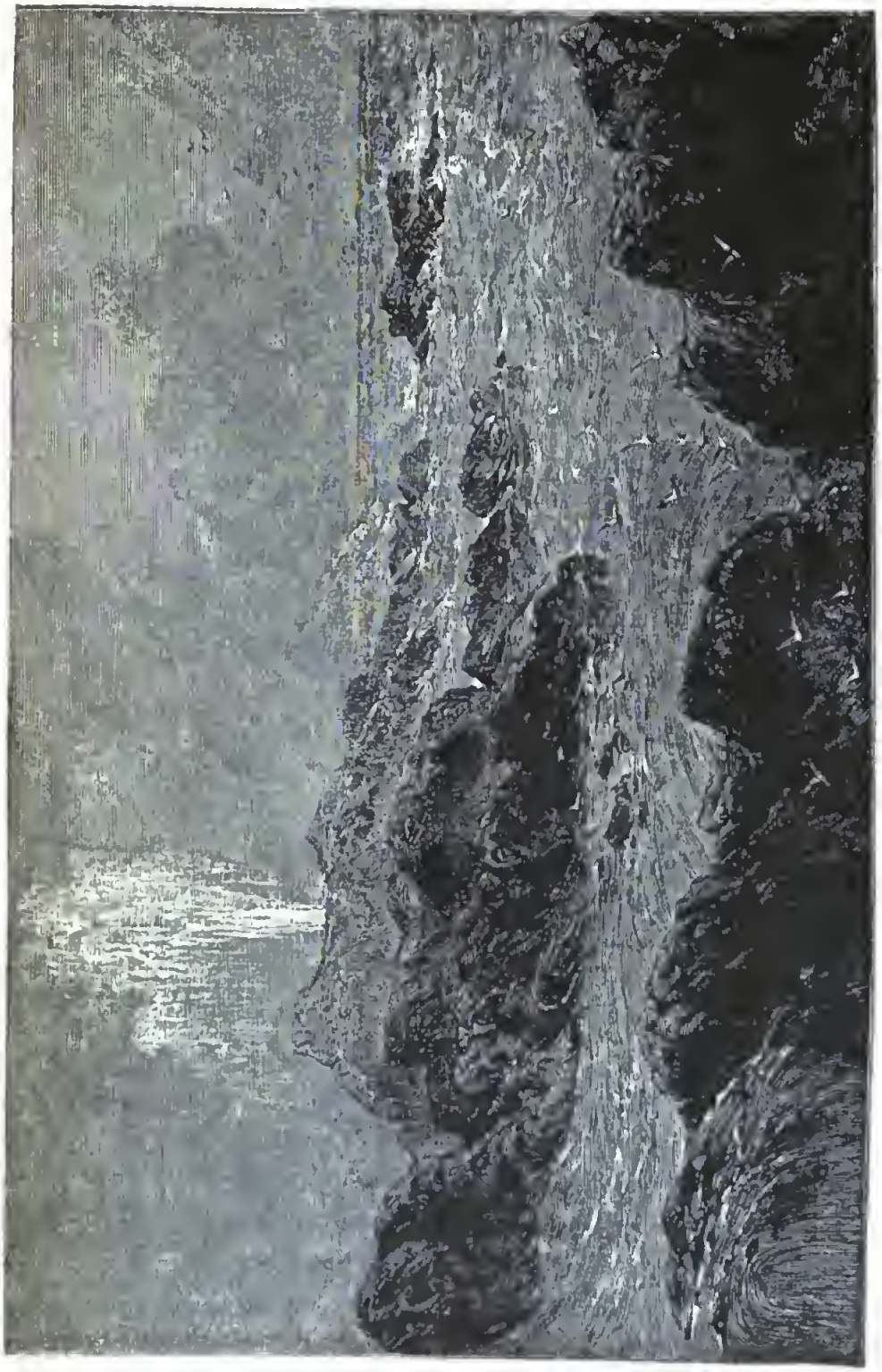


Fig. 45.

Der Souffleur oder Spouting Rod.

abstürzender Bäche. Eine Naturmerkwürdigkeit von gewissem Ruf ist auch der Souffleur oder Spoutingrock, ein etwa 40 Fuß hoher Basaltfels, dessen Aushöhlung unmittelbar mit dem Meere in Verbindung steht. Bei stürmischem Wetter prallen die Wogen heftig gegen den Block, stoßen in dessen Höhlung aufwärts und verlassen dieselbe in der Gestalt von prächtigen, springbrunnenähnlichen Wassergarben (Fig. 45). N. Pike schildert auch noch den Pont Naturel, eine wie eine Naturbrücke gestaltete, durch die Meeresströmung bewirkte Auswaschung der Felsen. Sie befindet sich nicht weit vom Souffleur.

Mauritius wird mit Ausnahme von zwei oder drei Stellen mit senkrechtem Küstenabfall ringsum von einem Korallenriff, einem sogenannten Saumriff, umgeben. Dasselbe liegt bald eine halbe, bald zwei bis drei (englische) Meilen vom Ufer entfernt. Nach Darwin bilden Porenkorallen (Madrepora) die Hauptmasse des Riffs. Die Korallen leben hier in einer durchschnittlichen Tiefe von 7—8 Faden. Das Riff öffnet sich einem jeden Flusse und Bache gegenüber ziemlich weit.

Das Klima von Mauritius ist zwischen November und April sehr heiß. Die mittlere Temperatur beträgt alsdann 20° R. Die Regenzeit fällt zwischen Januar und April. Die Regenmenge beträgt zu Port Louis 39,25 Zoll. Der Südost-Monsun kühlt die Hitze in angenehmer Weise. Weht derselbe morgens, dann ist dessen Wirkung unbeschreiblich erfrischend und belebend. Während der Tageshöhe ist die Hitze in den wärmeren Monaten ungemein drückend. Erst abends wird dann die Luft wieder angenehm. Vom Dezember bis März giebt es nicht selten starke Orkane. Dieselben sind, wie Copeland uns lehrt, von Dr. Meldrum, dem Direktor des Regierungsobservatoriums und Sekretär der meteorologischen Gesellschaft von Mauritius, zum Gegenstande eines eingehenden Studiums gemacht worden. Man ist dadurch in den Stand gesetzt, bei nahenden Orkanen noch rechtzeitig Sturmsignale zu geben. „Ängstlich", sagt Copeland, „erwartet man zu solchen Zeiten die Depeschen von dem

Observatorium; bei dem ersten warnenden Telegramm streichen die Schiffe im Hafen ihre Stangen und untersuchen die Sicherheit ihrer Ankerketten; sorgsame Hauswirte nehmen ihre Verandas, Dächer und Fensterläden in Augenschein und bergen ihr Vieh, und wenn endlich der elektrische Funke die Nachricht über die ganze Insel verbreitet, daß drohende Gefahr im schnellen Anzuge ist, so wird jede Wohnung so fest gemacht, wie nur möglich, und ganz zuletzt hören die Eisenbahnzüge auf zu gehen. Der letzte große Orkan erreichte seinen Höhepunkt am Morgen des 28. März 1874; aber schon am Morgen des 25. wurden die Warnungsdepeschen abgeschickt. Der Schaden, den dieser furchtbare Orkan allein den Zuckerplantagen zufügte, ist auf mindestens 500 000 Pfd. Sterl. zu schätzen." Copeland hat diese Notiz im Jahre 1877 veröffentlicht.

Die Küstenebenen von Mauritius sind intermittierenden und galligen Fiebern ausgesetzt. Das Plateau ist gesünder.

Als die Entdecker dies Land bestiegen, zeigte dasselbe schöne Waldungen. Diese wurden besonders gebildet durch Rubiaceen, Wolfsmilcharten, Winden, Malven, Büttneriaceen, Seifenbäume, Meliaceen, Orchideen, Gräser, Cypergräser und Farne. Alle Wälder zeichnen sich durch ihr schattiges Wesen, durch das geringfügige Unterholz, das nur seltene Vorkommen von Palmen aus. Den größten Baum bildet die Acacia heterophylla. Sie verliert leicht die Fiedern, an deren Stelle die Blattstiele treten. Die nachsichtslose Verwüstung dieser Wälder hat böse Früchte getragen. Die Regen der Küstengegenden sind infolge dessen zu unregelmäßig geworden, und das hat der Zuckerkultur bedeutend geschadet. Erny behauptet, daß überall, wo Durchhaue durch die Wälder veranstaltet sind, die Umgegend solcher Lichtungen von den Orkanen weit mehr zu leiden gehabt hat, als alle übrigen Teile des Waldes. Eine große Zierde der jetzt auf die Berge zurückgedrängten Wälder sind die herrlichen Baumfarn.

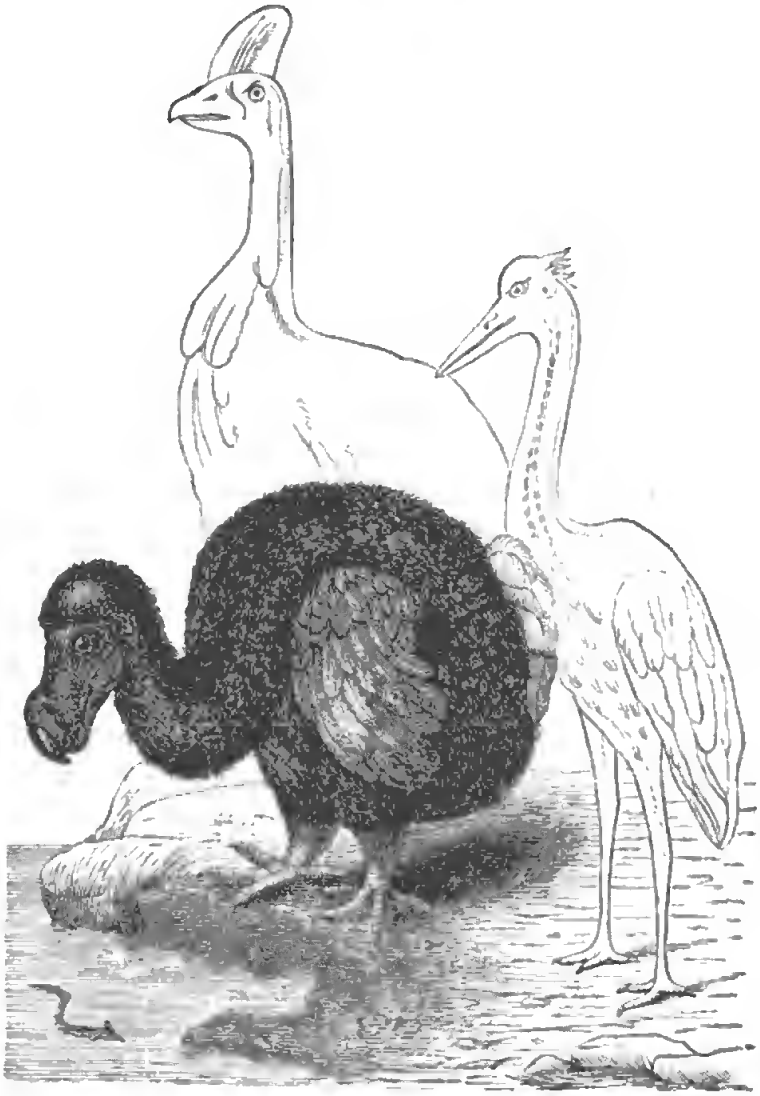
Die Tierwelt bietet keine sehr große Mannigfaltigkeit dar.

Fledermäuſe, auch die großen fruchtfreſſenden, zeigen ſich ſeltener als auf den Seychellen. Eine Spitzmaus (Crocidura indica) verrät ſich, wenn beunruhigt, durch ihren heftigen Moſchusgeruch. Der vieles ſchädliche Gewürm vertilgende Tenrek oder Borſtenigel (S. 21) iſt angeblich von Madagaskar aus eingeführt. Die ſchwarze Ratte (Mus alexandrinus) mit zum Teil dicht behaartem Schwanz hat ſich in die Nähe der Häfen eingeniſtet. In den Bergwäldern hauſen aus Ceylon gebrachte Hirſche (Cervus muntjak?). Einige der ſchönen weißgefleckten Axis-Hirſche (Cervus axis) hält man wohl nur aus Liebhaberei auf größeren Beſitzungen. Der hier u. a. auch in der Nähe des Grand Baſſin vorkommende Affe (Macacus cynomolgus) ſtammt ebenfalls von den indiſchen Inſeln. Schweine und ſelbſt Ziegen ſind ganz verwildert.

Als die Entdecker die maskareniſchen Inſeln beſuchten, wurden ſie daſelbſt durch eine höchſt eigentümliche, zum Fliegen wenig oder gar nicht taugliche Vogelwelt überraſcht. Der merkwürdigſte Vertreter derſelben war die Dronte oder der Dodo (Didus ineptus), ein der Zahntaube oder Mammea der Samoa-Inſeln (Diduncula strigirostris) nicht ſehr fernſtehender Kolumbide. Das Tier war größer als ein Schwan, hatte einen maſſigen runden Körper, einen langen dicken, an der Spitze wie bei einem Raubvogel z. B. dem Lämmergeier, gekrümmten Schnabel und kurze, dicke, denen der Tauben ähnliche Füße. Der Kopf war vorn um die Augen her und bis zum Schnabel mit einer Wachshaut, hinten aber mit einer kapuzenähnlichen, flaumbedeckten Hautwulſtung verſehen. Die Flügel waren verkümmert, zum Fliegen unpaſſend und mit Steuerfedern beſetzt, welche denen eines ſtraußartigen Vogels ähnelten. Das Gefieder bot viel flaumige und wie beim Kaſuar mehr haarähnlich gebildete Kielfedern dar, die in verſchiedenen Nüancen von grau, graubraun und braun erſchienen. Das Tier wurde 1627—1658 von dem holländiſchen Arzt Bontius beobachtet und beſchrieben, auch auf zum Teil recht vorzüglichen Ölgemälden abgebildet, deren an-

geblich beſtes noch vorhandenes Strickland und Dana kopieren ließen (Fig. 46). Verſchiedene Reſte des Tieres werden jetzt noch in europäiſchen Muſeen aufbewahrt.

Fig. 46.



Vertreter der alten maskareniſchen Vogelwelt. Vorn die Dronte, im Hintergrunde der Einſiedler und Reiher.

Neben dieſem trägen und ſtupiden Vogel, welcher ſchon etwa 125 Jahre nach der Entdeckung den rückſichtsloſen Nachſtellungen brutaler Schiffsmannſchaften erlag, fanden ſich noch

zwei Gattungen nicht zum Fliegen befähigter Rallenvögel (Aphanapterus und Erythromachus), ſowie ein mit kurzen Flügeln verſehener, nur ſelten ſich in Flug ſetzender Reiher (Ardea megalocephala) (Fig. 46 rechts). Derartige faſt wehrloſe Geſchöpfe wurden nicht von fleiſchfreſſenden Tieren beunruhigt, welche letzteren den Maskarenen fehlten. Die Dronte ſoll übrigens nach alten Berichten auch auf Réunion exiſtiert haben, indeſſen iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, auf der letzterwähnten Inſel Reſte des Tieres aufzudecken. Da ſein Fleiſch ſehr wohlſchmeckend und es ſelbſt nicht im ſtande geweſen iſt, ſeinen Feinden zu entſchlüpfen, ſo war ſeine Ausrottung nach verhältnismäßig kurzer Zeit vollbracht. Mit der Dronte verſchwanden die übrigen abſonderlichen Vögel der Maskarenen. Ihre Eier und Brutvögel wurden von den ſchon frühzeitig überhandnehmenden verwilderten Schweinen vertilgt, ſo daß ein Nachwuchs nicht aufkommen konnte.

Gegenwärtig iſt auf Mauritius eine Atzelart, der Mino (Gracula religiosa), ein tiefſchwarz gefärbter, metalliſch glänzender, mit hochgelben Hautwülſten hinter den Ohren verſehener Vogel verbreitet, er niſtet in der S. 131 erwähnten Acacia heterophylla, und hält ſich vielfach in den Zuckerplantagen auf. Auch ſoll ein inſektenvertilgender Staar (Acridotheres tristis) eingeführt ſein. Außerdem exiſtieren Papageien (Palaeornis), Arten der Fliegenſchnäpper, der eßbare Neſter bauenden Schwalben (Collocalia), endlich Raupenwürger (Oxynotus). Eine Taube (Alectroenas) iſt ſeit etwa 39 Jahren ausgeſtorben.

Unter den Eidechſen finden ſich Geckonen und zwar Halbzeher (Hemidactylus), dann eine auch in Auſtralien vertretene Gattung (Peropus), ſowie eine dieſer letzteren Welt ebenfalls angehörende Art Cryptoblepharus. Man hat die foſſilen Reſte mehrerer Schildkrötenarten aufgedeckt. Schlangen fehlen. Unter den hier vorkommenden Fiſchen ſind namentlich die Aale des Grand Baſſin merkwürdig. Sie ſollen eine ſehr beträchtliche Größe erreichen und Badende gefährden! Pike erzählt von einem

hier vorkommenden Meeraal, welcher über zwölf Fuß lang sein und von den Fischern sehr gefürchtet werden soll. Unter den Insekten machen sich die Moskiten, die Skorpione, Tausendfüße, die vielen Ameisen und eine der südamerikanischen Cucaracha nahe verwandte, große Schabenart (Blatta ferruginea) in sehr unangenehmer Weise bemerkbar. Ein Insekt, dessen wissenschaftlicher Name dem Verfasser unbekannt geblieben ist, bohrt die Zuckerrohrstengel an und vernichtet deren zuckersafthaltiges Mark. Dies Insekt soll ursprünglich aus Ceylon stammen, wo dasselbe schon ungeheuere Verwüstungen angerichtet hat.

Die Bewohner sind großenteils französische Kreolen, englische Beamte und deren Familien, freie Schwarze, eingewanderte malabarische Kulis oder Arbeiter, einige Chinesen und Bastarde aller möglichen Hautschattierungen. Die Einfuhr resp. Einwanderung der Kulis ist von seiten der englischen Regierung strenge geregelt. Die Pflanzer dürfen nach erteilter Erlaubnis ihres Gouvernements durch eigene Vertreter in Indien Arbeiter anwerben lassen, deren Transport nach der Insel, deren kontraktliche Arbeitsverhältnisse, Lohn, Arbeitszeit u. s. w. obrigkeitlicher Beaufsichtigung unterliegen. Um diese zu fördern, hat je ein eigener Beamter ausdrücklich für die in einem jeweiligen Distrikt untergebrachten Kulis zu sorgen. Die freien Schwarzen aus Afrika und deren Mischlinge betreiben Kleinhandel, Handwerke, verdingen sich als Kutscher, Grooms, Köche, Auflader ꝛc. Die größere Zahl der Einwohner beschäftigt sich mit dem Plantagenbau. Unter den Kulturpflanzen steht obenan das von Ceylon eingeführte Zuckerrohr. Nach Copelands Darstellung sind die Zuckerpflanzungen sehr verschieden und zwar je nach ihrer Lokalität. In den Alluvialteilen der Insel wird ein Rohr nur drei Fuß von dem andern entfernt gepflanzt. Haben die Halme eine Höhe von vier oder fünf Fuß erreicht, so verschlingen sich die Blätter der nebeneinanderstehenden Reihen und das ganze Rohrfeld wird eine fest ineinander verworrene grüne Fläche. In den steinigen Teilen der Insel, wo mitunter der

Boden bei einer geringen Zumiſchung von Erde aus ungeheueren Steinblöcken beſteht, iſt die Anlage eines Zuckerfeldes immer mit ziemlicher Schwierigkeit verbunden. Die Steine werden ausgegraben und in parallel laufenden Reihen aufgerichtet; die zur Herſtellung dieſer endloſen Stein-Alleen erforderliche Arbeit muß ſehr groß ſein, denn einzelne Blöcke ſind 6—8 Fuß lang. Zwiſchen dieſen Steinmauern werden nun die Zuckerrohr-Schößlinge in Löcher, die ungefähr einen Fuß im Durchmeſſer halten, gepflanzt. Jeder Knoten hat alsdann Platz, ſeine Schößlinge auszuſenden. Das Wachstum wird einerſeits durch große Mengen Guano, andererſeits durch die von den umgebenden Steinmauern zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen gefördert und iſt, genügende Feuchtigkeit vorausgeſetzt, ein ſehr ſchnelles. In den Niederungen geſchieht die Bewäſſerung durch kleine Kanäle. In manchen Jahren tritt eine völlige Mißernte aus Mangel an Waſſer ein. In einigen Diſtrikten werden die überflüſſigen Steine zu großen Haufen aufgetürmt, wodurch alſo ein nicht unbedeutender Teil des Bodens der Nutzbarkeit entzogen wird; zuweilen auch werden dieſe Steinanſammlungen als Fundamente für die Heerſtraßen benutzt, die gewöhnlich zu beiden Seiten mit Akazienbäumen bepflanzt ſind.

Übrigens produziert dieſe ſchöne Inſel noch viele andere, bald durch ihre Form, bald durch ihren Nutzen ausgezeichnete Gewächſe. Die herrliche Fächerpalme der Maskarenen (Latania borbonica) ſchmückt ſo manches Plätzchen. Sie iſt ja ſelbſt in unſerem kühlen Norden ein beliebtes Pflegeobjekt der Ziergärten und ſelbſt der Zimmerkultur geworden. Auf Mauritius gewährt der großartige, an rieſigen Rawenala-Boskets, an Seychellen-Kokospalmen, an Gruppen der berühmten Palma real (Oreodoxa regia) der Antillen ſo reiche botaniſche Garten zu Pomplemouſſes eine ganze Allee der Lataniapalmen. Wir hätten gern den Verſuch gemacht, dieſe Allee nach einer gelungenen, an Ort und Stelle aufgenommenen Glasphotographie durch den Schnitt wiedergeben zu laſſen, mußten aber aus techniſchen Gründen abſtehen. Baobabs,

Tamarinden, Bambusdickichte werden an vielen Stellen beobachtet. Der brennendrot blühende Flamboyant oder Flammenbaum, eine Art Caesalpinia, ist überall häufig. Der Pandanus wuchert üppig. Unter den nutzenbringenden, fruchttragenden Bäumen findet man alle die S. 274 des ersten Bändchens beschriebenen köstlichen Erzeugnisse der Tropenländer. Die Kokospalme liefert auch hier Kopra oder Olmark und Koïr, d. h. zur Seilerei geeigneten Faservorrat.

Auch die Viehzucht gedeiht sehr gut. Man züchtet sowohl die sich wohl anmästenden Zebus als auch die weniger gut fortkommenden europäischen Rinderrassen, ferner kleine ausdauernde Pferde, sehr gute Esel, Eselbastarde, endlich Schweine, Schafe und Ziegen. Viele dieser Haustiere werden nach Java, Sumatra, Celebes, Sansibar, Mosambique, nach den Kapgegenden und nach Madagaskar ausgeführt.

Die besseren Klassen der kreolischen Einwohner leben mit einer gewissen Aisance. Für Einführung von neuen Moden und von allerhand Luxusartikeln sorgt der rege überseeische Verkehr. Man wohnt in nettgebauten, von hübschen Gärten umgebenen Häusern, steht vor fünf Uhr morgens auf, badet und führt in der Morgenkühle die nötigsten Geschäfte aus. Man frühstückt gut, wie denn überhaupt für das leibliche Wohl und den eigentlichen, in sanitärer Beziehung mit Recht verschrieenen Luxuskonsum hier wie in anderen tropischen Kolonieen mehr als zu viel geleistet wird. Über Tags zieht man sich vor der Glut in die kühlsten Winkel des Hauses zurück. Erst bei Sonnenuntergang wagt man sich hervor und nimmt die geschäftliche Thätigkeit von neuem in die Haud. Man speist dann noch zu Abend und verbringt danach einige Zeit mit geselligen Vergnügungen, mit Musik u. s. w.

Die englischen Eingewanderten dagegen huldigen mit der ihrer Rasse eigenen Zähigkeit der heimatsüblichen Weise, suchen ihre Geschäfte während der Tageshitze zu erledigen, leben in gastronomischer Beziehung recht üppig und verfallen dabei nicht

ſelten klimatiſchen, namentlich fieberhaften Leiden. Die afrikaniſchen Schwarzen und die Kulis leben außer ihrer Arbeitszeit fröhlich in den Tag hinein. Letztere lieben, getreu ihren indiſch-ariſchen Traditionen, das Schauſpiel, bei welchem ſie viele natürliche mimiſche Begabung entfalten.

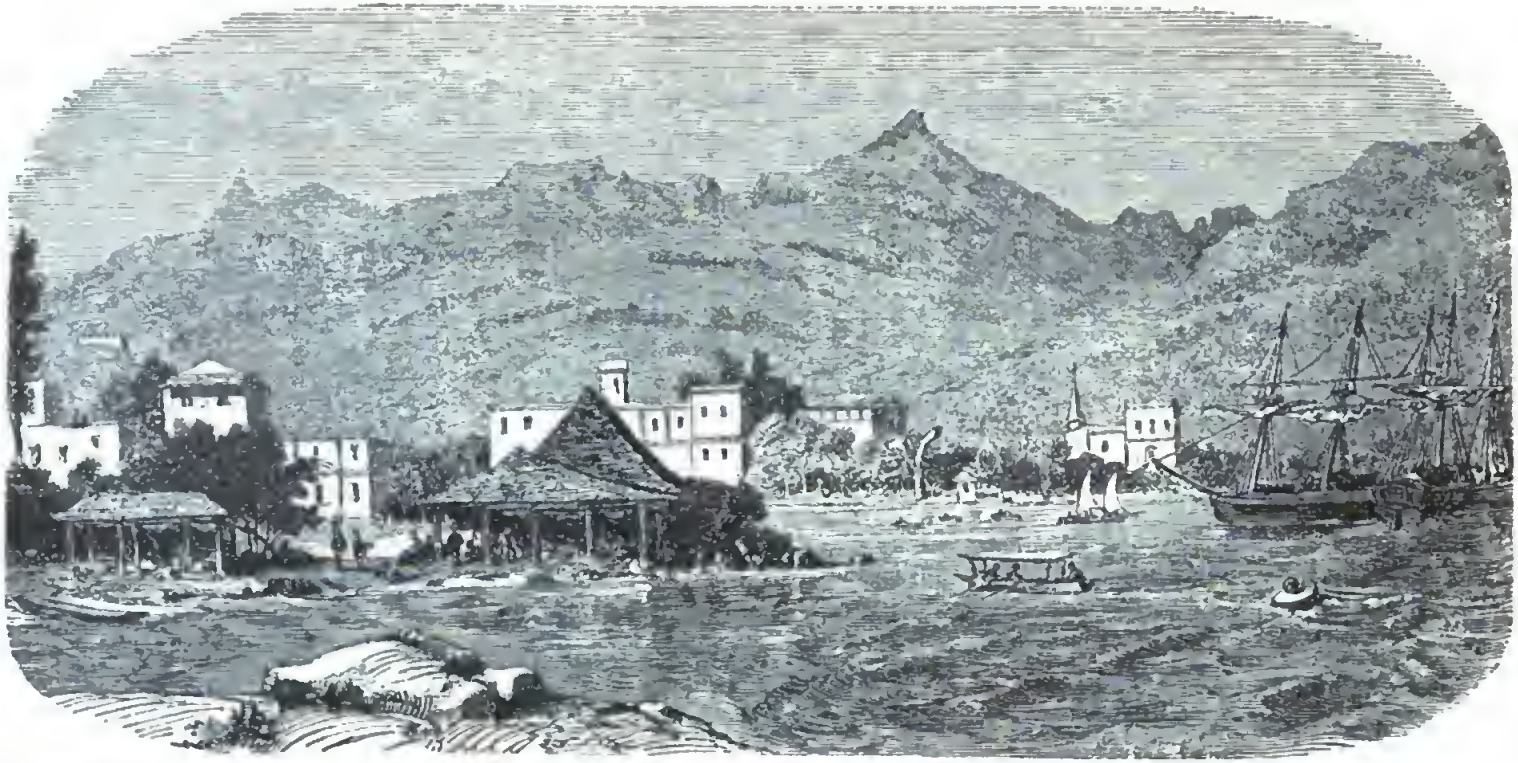
Die engliſche Regierung hat hier wie in allen ihrer Botmäßigkeit unterſtehenden Kolonieen überaus viel für die Hebung der öffentlichen Wohlfahrt gethan. Die Verkehrsſtraßen ſind gut unterhalten und eine Reihe vortrefflicher, treu verwalteter Eiſenbahnſtränge ſind gebaut worden. Es fehlt nicht an öffentlichen Bildungsanſtalten, an Schulen ſelbſt für die Kulis, an Bibliotheken, lehrreichen Sammlungen, Klubs u. ſ. w. Mauritius verfügt über Zeitungen und Flugblätter, deren meiſte Artikel in der hier herrſchenden franzöſiſchen Sprache geſchrieben ſind, wie denn im geſellſchaftlichen Leben die Litteratur des älteren Mutterlandes als tonangebend gilt. Das Engliſche wird nur in den Bekanntmachungen und Verordnungen der Regierung, vor Gericht und in den engliſchen Familien gebraucht.

Die Inſel enthält 1914 Quadratkilometer Flächeninhalt und nach der Schätzung von 1881: 359 874 Einwohner, darunter 2370 Franzoſen und franzöſiſche Kreolen, 3558 Chineſen und 3558 indiſche Kulis.

Der Handel dreht ſich um die Ausfuhr von Zucker, Vanille, Aloëfaſern, Kopra, Rum, Häuten, einigen Droguen, Kalk, Kaffeeſäcken, lebendem Vieh, getrockneten Fiſchen und einigen Früchten, ſowie um die Einfuhr von Steinkohlen, Kaffee, Thee, Tabak, Thran, Getreide, Guano, Wein, Wollen- und Baumwollenſtoffen, Porzellan, Glasſachen, Öl, Seife, Salz, Eiſen und anderen nutzbaren Metallen, von Papier, kleinen Galanteriewaren u. ſ. w.

Hauptorte der Inſel ſind Port Louis an der Nordweſtküſte mit gegenwärtig gegen 30 000 Einwohnern und Mahébourg oder Grand Port an der Südoſtküſte. Hier herrſcht überall reges Treiben (Fig. 47, 48). Mauritius iſt bekanntlich der Schauplatz von Bernardin de St. Pierre's lieblicher, leider ſo tragiſch

Fig. 47.



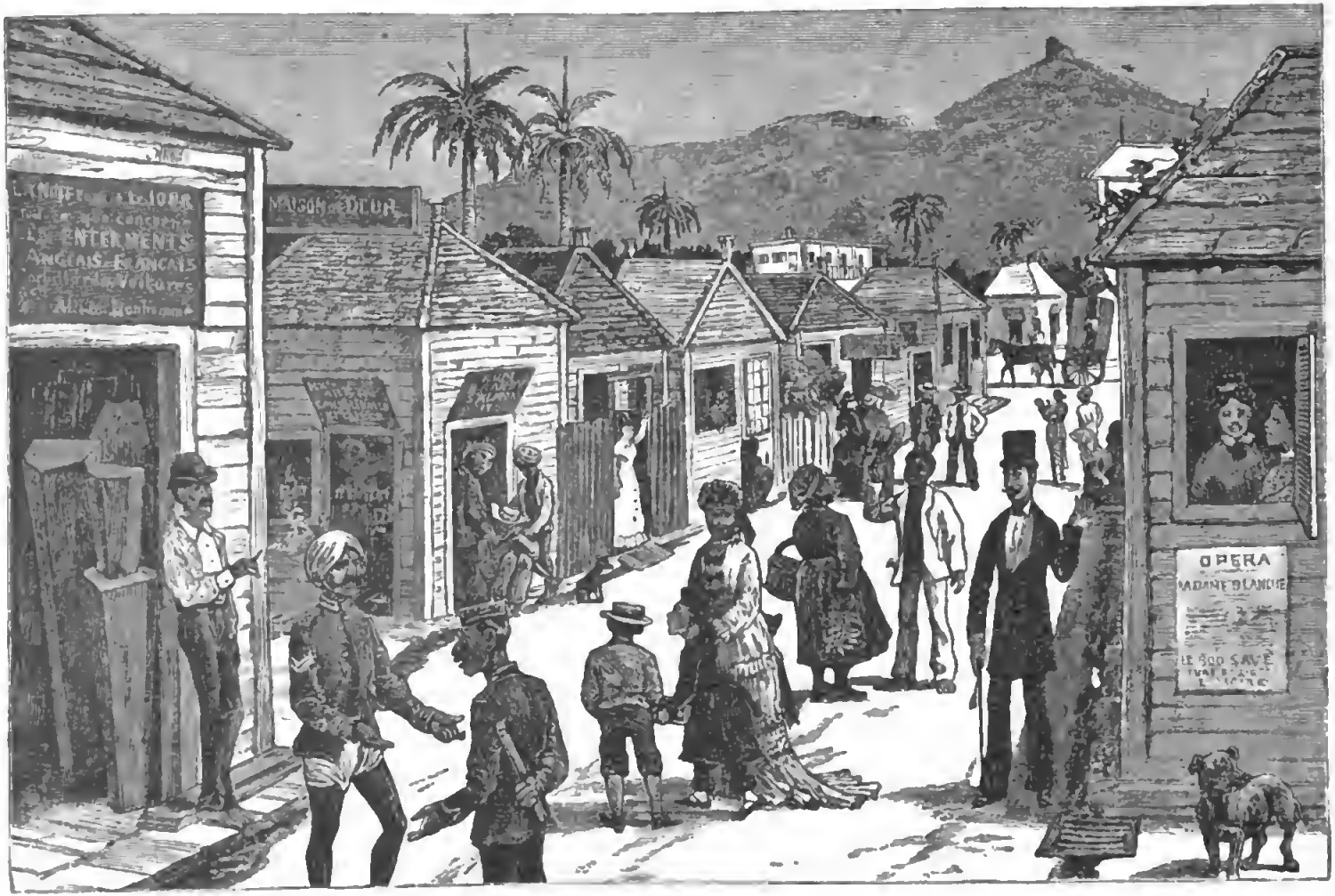
Port Louis.

endender Idylle: Paul et Virginie Noch heute zeigt man zu Pomplemouſſes ein aus Kalk und gebranntem Thon aufgeführtes, vom Bambus beſchattetes Denkmal, unter welchem nach einer nicht verbürgten Sage, die Reſte der beiden Liebenden ruhen ſollen.

B. Die Inſel Réunion.

Früher Ile de Bourbon genannt, befindet ſie ſich ſeit 1644 im Beſitze der Franzoſen. Vorübergehend, 1810—1815, gehörte ſie den Engländern. Auch dieſe maskareniſche Inſel iſt vulkaniſchen Urſprunges. Als erloſchener Feuerberg gilt mit Recht der im NW. belegene Piton de Neige. Kerſten beſtimmte deſſen Höhe zu 8000 Fuß ü. d. M. Der Piton de la Fournaiſe erhebt ſich im SO. der Inſel, iſt nach Berth über 7000 Fuß hoch und noch immer thätig. Im Weſten und im Innern von Réunion zeigt ſich Baſalt an verſchiedenen Stellen. Nach Kerſten dehnen ſich zwiſchen den erwähnten Hauptbergen weite, durch Kämme und Abfälle unterbrochene Hochebenen aus, von denen das Land ſich gegen die See abſenkt, hier allgemach, dort jäh, an anderen Stellen wieder in Abſätzen oder Terraſſen. Eine ganz eigentümliche Erſcheinung, wie man ſie auch auf anderen größeren Vulkaninſeln findet, bieten die ungeheueren keſſelförmigen Thäler und Schluchten, ſowie die ſteilen, faſt ſenkrechten Abſtürze dar, welche das höhere Land von dem niederen trennen. Um den Piton de Neige, den Grand Bénard, Cilaos, Salazie und den Cirque de la rivière des galets her öffnen ſich geſchloſſene Keſſel mit einem ſchmalen, ſchluchtähnlichen Ausgang nach der See zu. Sie werden durch jäh abfallende, ſchmale Rücken voneinander getrennt. Dieſe und andere Depreſſionen des Inſelbodens ſcheinen dem Einſturz einer durch vulkaniſche Ausbrüche unterhöhlten Decke ihre Entſtehung zu verdanken. Im feſten vulkaniſchen Geſtein öffnen ſich zahlreiche Klüfte und Rinnen, welche während der Regenzeit zu toſenden, alles mit ſich fortreißenden Wild-

Fig. 48.



Straßenszene in Port Louis.

bächen anſchwellen. Überall treten ältere Coulées, Lavaſtröme, zum Vorſchein, ſo z. B. der Grand Brulé de St. Roſe. Sie ſind teilweiſe von üppiger Vegetation überwuchert. Im Innern der Inſel, nicht weit vom Flecken Hellbourg, befindet ſich die 0,12% kohlenſaure Natron, Magneſia und Kalk enthaltende, 26° R. erreichende, ſtündlich 225 bis 350 Liter ſpendende Therme von Salazie, jetzt ein mit gewiſſem Komfort ausgeſtatteter Badeort. Jenſeits des Brulé de St. Paul, eines alten Lavafeldes, liegt das leidlich eingerichtete Schwefelbad Mafatte. Im Jahre 1828 wurden die Thermen von Cilaos entdeckt, ſind aber erſt nach der 1836—1846 erfolgten Anlage einer großartigen dorthin führenden Kunſtſtraße zugänglich geworden. Lavahöhlen zeigen ſich häufig. Kerſten denkt ſie ſich wohl mit Recht dadurch entſtanden, daß auf Lavaſtrömen die Kruſte früher erkaltet, unter ihr aber die zähflüſſige Maſſe weitergelaufen ſei und daß ſich ſo unter der zurückbleibenden Kruſte Höhlen gebildet hätten. Etwa dreitauſend Fuß über Salazie befindet ſich die Source pétrifiante, die verſteinernde Quelle, in welcher ſich die verſchiedenartigſten Gegenſtände binnen kurzer Zeit mit einer Sinterſchrift überziehen. Es ſollen hier auch noch andere derartige Quellen vorhanden ſein. Réunion iſt bis auf einige Stellen im Südoſten frei von Korallenriffen.

Die Inſel zerfällt in einen heißen, trockenen, inneren Teil und in einen den Winden und Niederſchlägen ausgeſetzten Abſchnitt. Nicht ſelten wird dieſes Ländchen durch die Raz de Marée heimgeſucht, d. h. durch Springfluten, welche manchmal von weitab vorübertoſenden Stürmen aufgewühlt werden. Sie entwickeln ſich hauptſächlich zwiſchen April und November. Das iſt zwar hier die beſſere Jahreszeit, es giebt dann aber am Kap viele und recht heftige Wehen. Vom November bis März toſen manchmal furchtbare Wirbelſtürme.

Réunion iſt eine maleriſch-ſchöne Inſel und bietet köſtlichere Szenerieen dar, als ſo manche „Perle der Südmeere“. Sehr üppig iſt die hieſige Pflanzenwelt entwickelt. Du Petit

Thouars fand 200 nicht auf Mauritius vertretene Pflanzenarten, wogegen 300 Arten beiden Maskarenen gemeinsam waren. Der gemischte Wald enthält schöne große Bäume, ferner viele Baumfarn, prächtige Fächerpalmen (Latania borbonica) und Arekapalmen. Von den letzteren giebt es nach Kersten drei Arten, le palmiste blanc, rouge et épineux (Areca alba, rubra, crenata), deren Kohl genießbar ist, die aber auch, um sich dieses Gemüses versichern zu können, auf schonungslose Weise gefällt und dadurch der Ausrottung preisgegeben werden müssen. Eine Art, le palmiste poison (Areca lutaceus) soll giftig sein. Über dem Mischwalde dehnt sich ein vollständiger, den Einwohnern zur Höhenbestimmung verhelfender Gürtel von Calumets, Bambusrohr (Nastus borbonicus) aus, dessen Halme mehr als 15 Meter Höhe erreichen. Dieselbe Art wird auch auf Madagaskar und auf Sumatra beobachtet. Übrigens existiert auf beiden Maskarenen und auf Madagaskar noch eine andere 6 bis 9 Meter hohe Art (Bambusa Thouarsii). Oberhalb dieses Gürtels, bei 4800 Fuß, entfaltet sich die Region der Ambavilles des hauts, dichte Gebüsche und kleinere, schon nach Art eines Krummholzes wachsende Bäume, unter denen der Tamarin des hauts (Acacia heterophylla, S. 131), ferner Hubertien, Hypericineen, Seriphien, Krautfarn und eine niedrige Schraubenpalme (Pandanus montanus) bemerkbar werden. An den Zweigen dieser Bäume haften selbst noch bei über 6000 Fuß Höhe, tropische Schmarotzerpflanzen, wie Orchideen, Loranthus und Pigmaceen.

Die Tierwelt ist wenig hervorragend. Einen guten Ertrag gewährt die hiesige Fischbrut. Besonders zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche dringen Myriaden junger Fischchen in die Flußmündungen hinein und schwimmen stromaufwärts in dichten manchmal über 1 Kilometer Länge erreichenden Zügen. Die Brut gehört mehreren Spezies an, besonders aber einer Béchique, Bischick genannten Gobius-Art. Sie gehen aus den, einen großen Teil des Jahres hindurch sehr seichten Wasserabflüssen der Insel ins Meer und setzen hier, in Nähe der Mün-

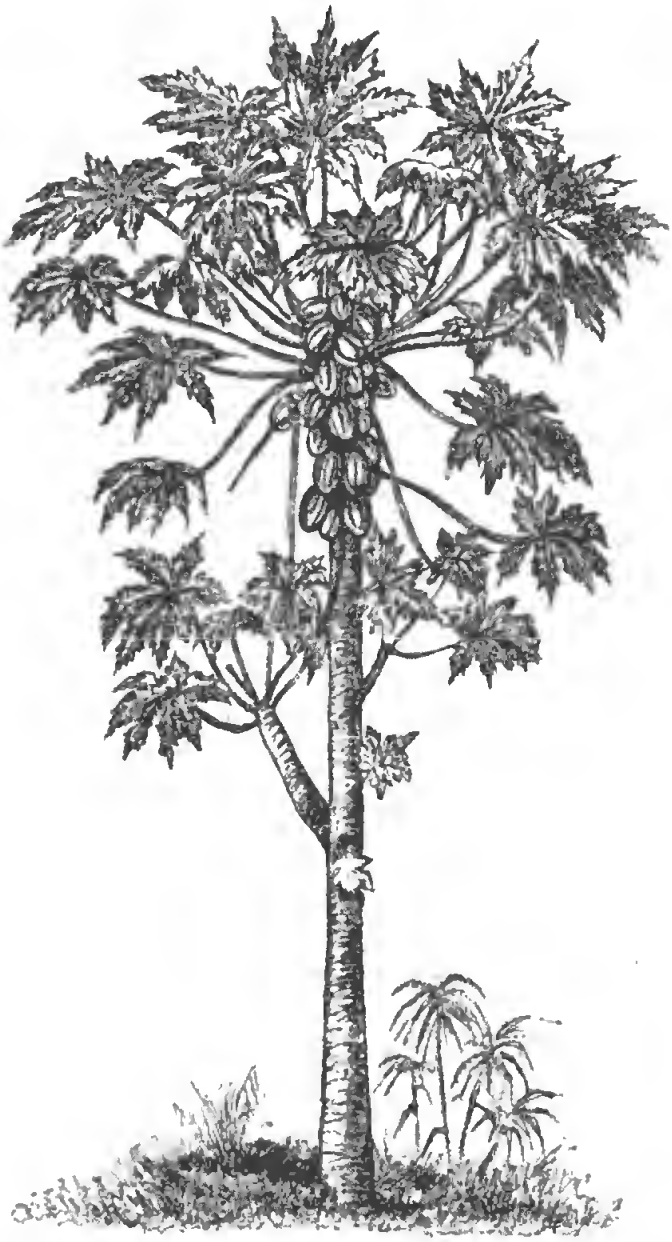
dungen, ihren Laich ab. Sowie nun die Brut erſcheint, gehen hunderte von Menſchen ins Waſſer, um die Tierchen mit Netzen, Säcken, Tüchern und ſogar Schürzen zu fangen. Die Beute wird in große runde Weiden- oder Bambuskörbe gethan und als Delikateſſe in den Ortſchaften verkauft.

Früher wurde Réunion außerordentlich von Heuſchrecken geplagt, bis Poivre im Jahre 1765 die Staare, Martins (Acridotheres tristis), von den Philippinen einführte. Durch ſie ſind die Inſekten zum guten Teile vertilgt worden. Als Kerſten in der Gegend von St. Denis auf die Kerfjagd ging, bekamen er und ſeine Begleiter Käfer und dergleichen ſelten und nur an geſchützten Stellen, in Holz und unter Steinen zu Geſicht.

Die Bewohner von Réunion ſind zum großen Teil franzöſiſche Kreolen, vom Mutterlande aus eingewanderte, auch hier angeſtellte National-Franzoſen, einige Europäer anderen Stammes, afrikaniſche Schwarze, Madagaſſen, indiſche Kulis, Chineſen, Malayen, Araber und Miſchlinge. Die Kreolen ſind körperlich wohl entwickelt, frühreif, lebhaft, intelligent und entgegenkommend. Unter den ehemaligen, 1848 freigewordenen afrikaniſchen Sklaven befinden ſich viele Stämme der Oſtküſte vertreten, ſelbſt die Bd. I, S. 294 erwähnten Makoaba.

Man beſchäftigt ſich mit dem Anbau von Kaffee, Zuckerrohr, Gewürznelken, Vanille, Muskatnüſſen, Kakao, Erdnüſſen, Tabak u. ſ. w. Ein eigentümliches Erzeugnis ſind der Bohea-Thee (Thea Bohea), ſowie ein aus Angraecum-Blättern gewonnener, aromatiſcher Theeaufguß (Thé de l'Ile de Bourbon). Die Banane erreicht hier ſowie auf Mauritius eine ſeltene Entwickelung und ſpendet die koſtbarſten Früchte. Außerdem gedeihen ſehr ſchöne Melonenbäume (Carica Papaya) (Fig. 49), deren Früchte bereits im I. Bande, S. 274 geſchildert wurden, ferner Brotfruchtbäume, Mangos, Orangen, Ananas, Datteln u. ſ. w. Die hieſigen Fruchthändler, zum Teil malabariſche Einwanderer oder ſeßhaft gewordene Kulis, finden Gelegenheit, eine Fülle der ſchönſten Garten- und Feldprodukte auszuſtellen (Fig. 50). Die

Fig. 49.



Melonenbaum.

privaten und öffentlichen Anlagen ſtrotzen von den blühenden Caeſalpinien, von Filaos oder Schachtelhalmbäumen (Casuarina lateriflora), von Poinſettien mit purpurroten Deckblättern, von groß- und gelapptblättrigen Aſtrapaeen, Pandanus, Cycas u. ſ. w.

Die Einfuhr und Behandlung der Kulis iſt auch hier unter Obhut der Behörden geſtellt. Nichtsdeſtoweniger hat, wie uns F. Robert kennen lehrt, ſchon ſeit Jahren die engliſche Regierung Klagen über die angeblich ſo ſchlechte Behandlung der Kulis durch die Pflanzer dieſer Inſel geführt, im Jahre 1880 ſogar damit gedroht, die Kuliausfuhr nach Réunion gänzlich verhindern zu wollen. Die franzöſiſche Kolonie würde dadurch, wie unſer Gewährsmann meint, wegen Mangels an Arbeitskräften, — welcher ſich ohnehin fühlbar macht — gänzlich ruiniert, die engliſche Kolonie Mauritius dagegen würde von einer gefährlichen Rivalin befreit werden. Hier würde alſo wieder „die engliſche Humanität mit dem britiſchen Intereſſe Hand in Hand gehen".

Übrigens muß man es der franzöſiſchen Regierung zum Lobe anrechnen, daß ſie ſich um das Wohl dieſer ihrer Kolonie eifrig bemüht hat. An der Spitze ſteht ein Gouverneur, welchem ein Kolonial-Konſeil beigegeben iſt. Trotz der ungeheuren natürlichen Terrainſchwierigkeiten ſind eine Anzahl von Kunſtſtraßen gebaut, zu deren Herſtellung allerdings der großartige und energiſche Gemeinſinn der zwar leichtlebigen, aber auch hochintelligenten Bevölkerung die Hauptſache geleiſtet hat. Selbſt Eiſenbahnbauten ſind in Angriff genommen. Es fehlt hier nicht an naturgeſchichtlichen Muſeen, an der allgemeinen Bildung dienenden Vereinen, an wiſſenſchaftlichen und politiſchen Veröffentlichungen. Der in den Händen einer gerade hier hochachtbaren apoſtoliſchen Geiſtlichkeit ruhende Jugendunterricht wird mit Liebe gepflegt und bewegt ſich auf der Höhe der Zeit. Von ſeiten der weltlichen wie auch der geiſtlichen Behörden und privaten Vereinigungen wird nichts verabſäumt, was der öffent-

Fig. 50.

Malabarische Fruchtverkäuferin.

lichen Wohlfahrt, der Witwen- und Waiſenverpflegung, dem Hoſpital- und Rettungsweſen irgendwie von Nutzen ſein könnte. Dies wird von unſerem Landsmann Kerſten und von anderen mit großer Wärme anerkannt.

Réunion hat 1979,5 Quadratkilometer Flächeninhalt und 176 648 Einwohner, d. h. 89 derſelben auf einen Quadratkilometer. Die Inſel zerfällt in zwei Arrondiſſements und in vierzehn Gemeinden.

Die Ausfuhrartikel begreifen rohen und raffinierten Zucker, Vanille, Dünger, Kaffee, Orſeille, Reis, Häute, Ochſenhörner, Kakao, Gewürznelken, Kautſchuk, neuſeeländiſchen Flachs, Holz, Rum, ſowie etwas gedörrte und geſalzene Fiſche. Die Einfuhr umfaßt Liköre, Bier, Weine, Seiden-, Baumwollen- und Wollenzeuge, Metalle und Metallgeräte, Maſchinen, Quincaillerien, Seife, fertige Kleider, Papiere, Porzellan- und Glasware, Chemikalien, Mehl, Butter, Käſe, Salz, Fleiſch, Stockfiſch, Sardinen, Petroleum u. ſ. w. Übrigens wird über ſchlechte Ernten und ſtockende Geſchäftsverhältniſſe geklagt.

Hauptort der Inſel iſt St. Denis an der Nordküſte mit offener Rhede. Die Stadt erſtreckt ſich am rechten Ufer der Rivière de St. Denis etwas amphitheatraliſch und hat gegen 40 000 Einwohner. St. Paul auf der Weſt- und St. Pierre an der Südſüdweſtküſte ſind unbedeutender an Häuſer- und Einwohnerzahl. Zu St. Gilles an der Weſtküſte ſüdlich von St. Paul befindet ſich eine neuere Hafenanlage.

C. Rodriguez

liegt etwa ſechzig Meilen öſtlich von Mauritius entfernt. Die Inſel iſt nach F. G. Hahn's kritiſcher Darſtellung vulkaniſchen Urſprunges. Ihr Hauptgebirge erreicht etwa 395 Meter Höhe. An ihm laſſen ſich viele Eroſionsrinnen und alte Lavaſtröme erkennen, zwiſchen welchen letzteren Schichten von Aſche, Schlacken

oder farbigem Thon lagern. Um dieſe Hauptinſel her zeigen ſich auch viele kleinere Eilande, unter denen acht vulkaniſch, die andern aber aus Korallenkalk und Sand aufgebaut ſind.

Der Boden von Rodriguez iſt an ſich äußerſt fruchtbar. Im Jahre 1691 entwarf Leguat eine beſtechende Schilderung von dem Pflanzenreichtum dieſer Inſel. Dieſe alte Flora iſt aber durch Waldbrände, ſowie durch weidende Rinder und Ziegen großenteils vernichtet worden und zeigt ſich nur noch an einigen Stellen. Dagegen haben ſich eine nicht unbeträchtliche Zahl neuer Pflanzen eingebürgert. So hat ſich ein unnützliches Gewächs (Lucaena glauca) ſeit 30 Jahren weit verbreitet. Übrigens zeigt Rodriguez in ſo recht offenkundiger Weiſe, welchen relativ ſchnellen Veränderungen eine Fauna zu unterliegen vermag. Leguat fand hier noch die Einſiedler, Solitaires, merkwürdige, taubenähnliche Vögel von der Größe einer Gans, unfähig zu fliegen (Fig. 46), ferner Waſſerhühner, Reiher, Eulen, Tauben, große Papageien und Sperlinge. Jetzt finden ſich daſelbſt nur noch wenige Tauben und einige Papageien, welche mit der erwähnten großen Art Leguats nicht übereinſtimmen. Menſchenhand hat hieran wie zum Teil auch an den Waldbeſtänden ihre verwüſtende und verödende Macht geübt.

Die Inſel beſitzt 275 Quadratkilometer Flächeninhalt und gegen 1500 Einwohner. Letztere ſind Europäer, Schwarze, indiſche Kulis und Miſchlinge, ein nur wenig rühriges Geſchlecht. Das Eiland bringt Reis, Weizen, Mais, ſowie gutgebildete Rinder hervor. Die Einwohner beſchäftigen ſich auch mit Schildkröten-, Fiſch- und Auſternfang. Sie ſtehen unter dem Regiment eines vom Gouvernement Mauritius reſortierenden Police-Magiſtrate. Neuerdings hat man vorgeſchlagen, aus dieſer wenig oder gar nicht ergiebigen Beſitzung ein Strafetabliſſement für verbannte Verbrecher zu bilden.

Register.

Abreu, Gomez Joao 49.
Ackerbau und Viehzucht der Madagaſſen 64.
Ackerbau und Viehzucht der Inſel Réunion 144.
Alaotra-See 3, 110.
Albuquerque, Alfonſo d' 49.
Aldabra, Inſel 104, 112.
Allan, Dr. 2.
Ambar, Gebirge 5.
Ambata Maluin 51.
Ambatomitatao, Berg 5.
Amber, Kap 2.
Ambondrombe Berg 72.
Anjuan, Inſel 113, 125.
Ankaratra, Gebirge 4.
Antalaha, Stadt 2.
Antananarivo, Stadt 73.
Antongil-Bai 2.
Anurutsangane, Halbinſel 3.
Auguſtin, St., Inſel 2.
Bara, Volk 100.
Beamte der Howa 82.
Behoſi, Stamm 102.
Bembatok-Bai 93.
Benjowski, Graf 50.
Betſiboka, Fluß 3.
Betſileo, Land 100.
Betſimiſaraka, Volk 101.
Bewohner von Mauritius 135.
— von Réunion 144.
— der Seychellen 109.
Celebes, Inſel 2.
Chagos, Archipel 2.
Coco do Mar, Palme 106.
Coffin, Inſel 1.
Commerſon, Reiſender 102.
Copeland, Reiſender 130.
Couſins, Miſſionär 102.
Crawfurd, Reiſender 43.
Cunha, Triſtao da 49.
Dahle, Reiſender 72.
Dahome, Land 80.
Darwin, Charles 104, 114.
Decken, v. d., Baron (Reiſ.) 77, 117.
Dufferin, Lord, Reiſ. 113.
Ehe der Howa 67.
Eingewanderte auf den Inſeln Komoren 121.
Ellis, W., Miſſionär 82.
Fauna von Madagaskar 17.
Fereira, Rodrigo 49.
Fiherenane, Katarakt 1.
Finſch, Otto, Reiſender 44.
Foulpoint, Ort 1.
Gaſtmahl bei Hofe 80—82.
Geſtein der Komoren 113.
Gerichtsverfahren der Madagaſſen 74.
Grand Brulé de St. Roſe 142.
Grandidier, Reiſender 3.
Großkomoro, Inſel 113.
Hahn, F. G. 1, 148.
Hamelin, Kommodore 50.
Handel von Madagaskar 86—90.
Handel von Réunion 148.
Hildebrandt, J. M., Reiſender 6, 10, 93, 115.
Howa, Stamm 52—58.
Ikongo, Stamm 101.
Imerne, Provinz 51.
Isles de Labourdonnaye 104.
Jan Meyen, Inſel 113.
Itaſy, See 4.
Iwohibe, Stadt 101.
Iwoko, Berg 4.
Jatſiſitra, Vulkan 5.
Jowana, König 101.
Kalio, Stamm 102.
Keeling, Inſeln 2.
Kimos, Volk 102.
Kiſuaheli, Sprache 100—113.
Kitando, Ort 124.

Klima von Mauritius 130.
— der Komoren 114, 124.
— — Seyſchellen 105.
Klöden, G. A. v., Geograph 116.
Komoro, Groß-, Inſel 113, 124.
— Bewohner 117, 118—121.
Labourdonnaye, Mahé de 104.
Lacaze, Reiſender 79.
Lamba, Kleidungsſtück 57.
Louquez, Port 6.
Madagaskar, Inſel 1, 65.
Mafatte, Bad 142.
Mayotte, Inſel 113, 125.
Makambitra, Bucht 2.
Makua, Sklaven 110.
Manſindrano, Inſel 2.
Marco Polo, Reiſender 49.
Marie, St., Kap 1, 2.
Matantra, Geiſt 72.
Mauritius, Inſel 126.
Mawelona, Inſel 2.
Mdjini, Ort 124.
Modave, Reiſender 102.
Mohammed, Ben Riſſa, Hakem 117.
Moharri, Kap 117.
Moheli, Inſel 124, 113.
Mojanga, Gegend von 102.
Moſambique, Kanal 1, 117.
Mroni, Ort 124.
Nahrung der Madagaſſen 63.
Noſſibé, Anſiedlung 93.
—, Inſel 5.
Panazudoha, Fetiſchprieſter 74.
Pandanus, Palme 7.
Paſandawa, Bai 2.
Peake, Miſſionär 101.
Pelly, Reiſender 104.
Peſchel, O., Geograph 1.
Pflanzen der Komoren 114.
— von Madagaskar 6—17.
— der Seyſchellen 105—109.
— von Mauritius 131.
— von Réunion 142.
Pieter Botte, Berg 126.
Piton de la Montagne, Berg 128.
Pointe Larrée, Gegend 51.
Poke, Reiſender 130.
Port Louis, Stadt auf Mauritius 138.
Praslin, Herzog von 50.
Prior, James, Reiſender 20.
Radama, König 45.
Ranawalona I, Königin von 45.
Rafarla, Kommandant 51.
Raikeli, General 51.
Raſoherina, Königin 46.
Religion der Howa 70.
Richardſon, Reiſender 110.
Robert, F. 146.
Rodriquez, Inſel und deren Bewohner 148.
Sago-Palme 7.
Sakalawa, Stamm 90.
Sitten und Gebräuche derſelben 95—100.
Schoell, Oberſt 51.
Schulz, Dr. Aurel 69.
Seyſchellen-Inſeln 1.
Seyſchelles, Hérault des 104.
Shaw, R. 72, 102.
Sibree, Miſſionär 3, 82, 100.
Sihanaka, Volk 101.
Sikidi, Wahrſagerin 72.
Souillac, Kommandant 50.
Soarez, F. 104.
Soarez, Dom Ferd. 46.
Sprache der Howa 66.
St. Denis, Hauptort der Inſel Réunion 148.
Strychnos, Baum 7.
Taimoro, Stadt 101.
Tamatawe, Stadt 2.
Tanala, Waldleute 101.
Tankai, Volk 101.
Tierwelt von Komoren 116.
— — Madagaskar 17—41.
— — Mauritius 131—135.
— — Réunion 143.
Toakka, Zuckerrohrſaft 97, 101.
Tod der Howa 73.
Urbewohner von Madagaskar 102.
Vergehungen der Howa 71.
Viehzucht auf Mauritius 137.
Vinſon, Reiſender 6.
Virchow, R. 93.
Waffen der Madagaſſen 59.
Wallace, Forſcher 104.
Wazimba, Volk 102.
Wohemare, Stadt 52.
Wohnungen, die, der Magagaſſen 60.
Weſtküſte, die, von Madagaskar 100.

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelblatt: Ravenala-Gruppe, nach einer Aquarelle von R. Hartmann

Fig.
1 Wakoa, nach einer Aquarelle von R. Hartmann.
2 Umirandrona, nach Ellis.
3 Angraecum sesquipedale, desgl.
4 Raphia-Palmen, nach Le Tour du Monde.
5 Lemur diadema, nach Grandidier.
6 Eichhornmaki, nach einer Aquarelle von R. Hartmann.
7 Dessen rechte Hand, desgl.
8 Lepilemur mustelinus, nach Pollen.
9 Frettkatze (Cryptoprocta ferox) nach einer Aquarelle von R. Hartmann.
10 Sohle eines Vorderfußes der Frettkatze, nach Milne-Edwards und Grandidier.
11 Potamochoerus Edwardsii, nach den Proceedings of the Zoologic. Society of London.
12 Kleines Flußpferd von Malta nach Adams und gemeines Flußpferd nach einer Photographie.
13 Eutriorchis Astur, nach den Proceedings etc.
14 Köpfe des madagassischen Krokodiles von der Seite und von oben, desgl.
15 Eine Königin der Howa, nach The Graphic.
16 Howa-Offizier, nach Ellis.
17 Junges Howa-Mädchen, nach einer Aquarelle von R. Hartmann.
18 Männliche Howa-Trachten, nach Ellis
19 Geflochtene Kapoe, nach R. Hartmann.
20 Madagassische Offiziere, nach The Graphic.
21 Madagassische Lanze, nach einer Aquarelle von R. Hartmann.
22 Schild der Betsimsara, desgl.
23 Madagassische Axt, desgl.
24 Madagassische Häuser, nach A. d'Hastrel.
25 Audienz einer britischen Gesandtschaft vor der Howa-Königin zu Antananariwo, nach Ellis.
26 Baumsteg auf Madagaskar, nach Le Tour du Monde, 1861.
27 Tamatawe, noch The Graphic.
28 Straßenszene in Tamatawe, nach Ellis.
29 Filanjana, nach Jebina.
30 Antananariwo, nach The Graphic.
31 Bai von Bembatok, desgl.
32 Nossibe, desgl.
33 Sakalawa, nach einer Photographie.
34 Füße eines solchen, desgl.
35 Haartracht eines dem Bechuana-Volk angehörenden Mantati (Südafrika) nach einer Photographie von G. Fritsch.
36 Sakalawa-Frau, nach Pollen.
37 Madagassische Schmiede, nach einer Aquarelle von R. Hartmann.
38 Handtrommel aus Bambusrohr, desgl.
39 Jüngere Lodoicea Seychellarum, desgl.
40 Deren Früchte, desgl.
41 Kokospalme.
42 Mann von Anjuan, nach einer Photographie von O. Kersten.
43 Der Berg Pieter Boot, nach Erny in Le Tour du Monde, 1863.
44 Le Piton de la Montagne, desgl.
45 Der Souffleur oder Spouting Rock, nach The Graphic.
46 Vertreter der alten mascarenischen Vogelwelt, nach Strickland und Dana.
47 Port Louis, nach Erny.
48 Straßenszene in Port Louis, nach The Graphic.
49 Melonenbaum, nach einer Aquarelle von R. Hartmann.
50 Malabarische Fruchtverkäuferin, nach einer Photographie.

Karte von Madagaskar und den benachbarten Inseln.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

CANCELLED

CANCELLED

CANCELLED

Afr 5548.86.5
Madagaskar und die Insein Senchelle
Widener Library 005214750
3 2044 088 672 175